

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 7

Juli 1931

Jahrgang VIII

MITTELSTEINZEIT:

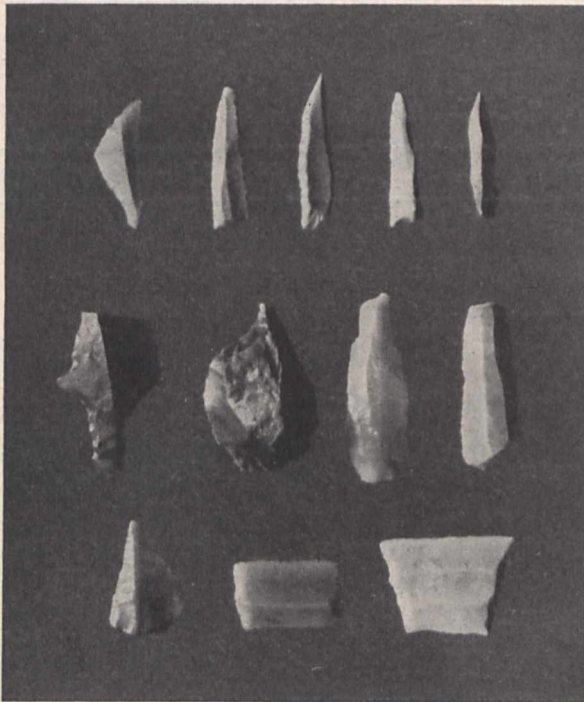
Die erste nacheiszeitliche Kultur in Schlesien

Von Dr. Fritz Geschwendt

Während des letzten gewaltigen geologischen Ereignisses, der auch Schlesien berührenden Eiszeit, bevorzugte der Mensch der älteren Steinzeit (Paläolithikum) auf den vom Eise nicht bedeckten Flächen Höhlen oder durch Felsdächer geschützte Stellen als Lagerplatz; auf der Wirtschaftsstufe des Sammlers und Jägers stehend, folgte er den wechselnden Wildrudeln. Trotz dieser der Erhaltung von urzeitlichen Fundstücken nicht sehr förderlichen, schweifenden Lebensweise lieferten zahlreiche Fundstellen Europas ein so reiches Fundmaterial, daß die Ordnung der in gesicherter Lagerung befindlichen Reste eine genaue Altersbestimmung gestattete. Auch in Schlesien konnte der Mensch der ausgehenden Eiszeit festgestellt werden.

Von der in Schlesien zwischen 5000 und 2000 v. Chr. anzusetzenden jüngeren Steinzeit an (Neolithikum) lebte der Mensch durchaus sesshaft in kleinbäuerlichen Verhältnissen, und die Zahl der jungsteinzeitlichen Fundstellen (Einzelsiedlungen, ganzen Dorfanlagen, einzelnen Gräbern und mehr oder minder umfangreichen Friedhöfen) und mannigfachen Einzelfundstücken ist erstaunlich hoch. Zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit klaffte nicht bloß eine gewaltige zeitliche Lücke; beide Zeiten lassen sich, wie angedeutet, vor allen Dingen durch die kulturellen Zustände aufs schärfste unterscheiden: dort der Nomade ohne Kenntnis der Töpferei, des Steinschliffes usw., hier der Ackerbauer und Viehzüchter mit sesshafter Lebensweise und vielerlei technischen Errungenschaften usw. Erst in den letzten Jahren glückte es, sonderbare Kleingeräte zu entdecken, zu denen dann weiterhin noch andere Funde traten, und schließlich überbrückte die mittlere Steinzeit (Mesolithikum) mit ihrem merkwürdigen Formenkreise jene gekennzeichnete Kluft.

Die am häufigsten vorkommenden, aber recht unauffälligen und unscheinbaren Geräte der mittleren Steinzeit sind die Feuerstein-Kleinwerkzeuge, Mikrolithen genannt. Sie werden draußen im Gelände wegen ihrer Kleinheit von Nichtkennern meist übersehen. Auf Abb. 1 wurden aus Hunderten von Stücken einige charakteristische Typen ausgewählt; die oberste Reihe zeigt Spitzen von Angelhaken; eine Rekonstruktion bringt Abb. 3a. In der zweiten Reihe von Abb. 1 stehen Spitzen und Klingen, die zum Teil als Schneiden in hölzernen Harpunen eingesetzt waren. Die dritte Reihe zeigt zwei der merkwürdigen, querschneidigen Pfeilspitzen, deren

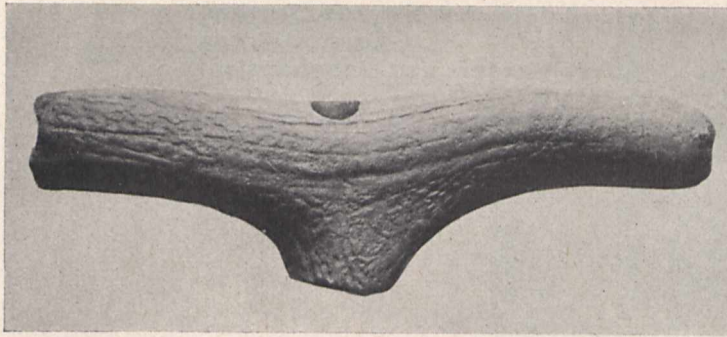


**1. Feuersteinkleinwerkzeuge
(Mikrolithen) von
verschiedenen Fundstellen**

Schäftung Abb. 3c verdeutlicht. Solche Kleingeräte wie Abb. 1 sind allein in Schlesien zu Tausenden gefunden worden; viele weisen feinste Randretuschen oder Dangelung von größter Sorgfalt auf.

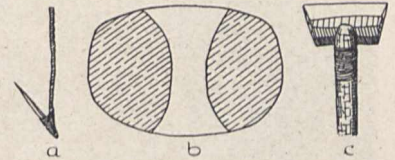
Eine weitere Fundgruppe bilden stattliche Äxte und Hacken aus Hirschgeweih. Die Äxte (Abb. 2) dienten sicher als Streitwaffen; denn zu Arbeitszwecken war die Schneide zu weich. Die sehr urtümlich anmutenden Hacken (Abb. 4) erfüllten indirekt jagdliche Zwecke: wie der Mensch der Altsteinzeit noch auf der Stufe des Jägertums stehend, fing der Mittelsteinzeitler besonders das wehrhafte Wild in Fanggruben, und diese Wildfallen wurden mittels der Hacken ausgehoben. Diese Geräte weisen nur wenig Bearbeitungsspuren auf; denn der Verfertiger brauchte nur die überzähligen Sprossen abzuschlagen, und mit dem großen Augensproß konnte dann gearbeitet werden; die Spitze erscheint daher bei vielen Fundstücken stark abgenützt.

Als Universalinstrument kann die steinerne Geröllkeule (Abb. 5) angesehen werden; man konnte seinerzeit mit ihr Keile in Holz treiben, Felle beim Gerbevorgang klopfen, Tiere in der Fallgrube töten, Haselnüsse aufhämmern und außerdem die Keule als Angriffswaffe benützen. Auch an diesen Geräten werden sehr oft Benützungsspuren entdeckt. Recht interessant ist die Herstellung des meist aus hartem Quarzit bestehenden Keulenkopfes: der Steintechniker meißelte mittels eines spitzen Feuersteines von oben und unten eine sanduhrförmige Vertiefung in ein von Natur rundliches Geröllstück, nur kleinste Stäubchen abschlagend, bis sich schließlich beide Vertiefungen in der Mitte sanduhrförmig vereinigten (Abb. 3b). Das bequeme Bohrverfahren mit einer einfachen, aber sehr wirksamen „Bohrmaschine“ (das Bild einer solchen ist im Altertumsmuseum ausgestellt) kam erst in späteren Jahrtausenden, in der jüngeren Steinzeit, auf.



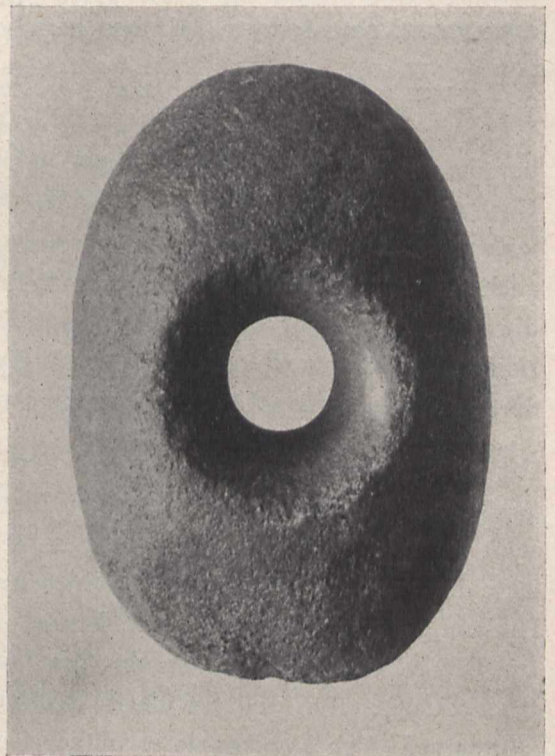
**2. Hirschgeweihaxt
aus Groß Tinz
(Kreis Nimptsch)**

- 3. a** Zum Angelhaken ergänztes Klein-
werkzeug
b Durchschnitt durch eine Geröllkeule
mit sanduhrförmigem Schaftloch
c Geschäftete querschneidig. Pfeilspitze

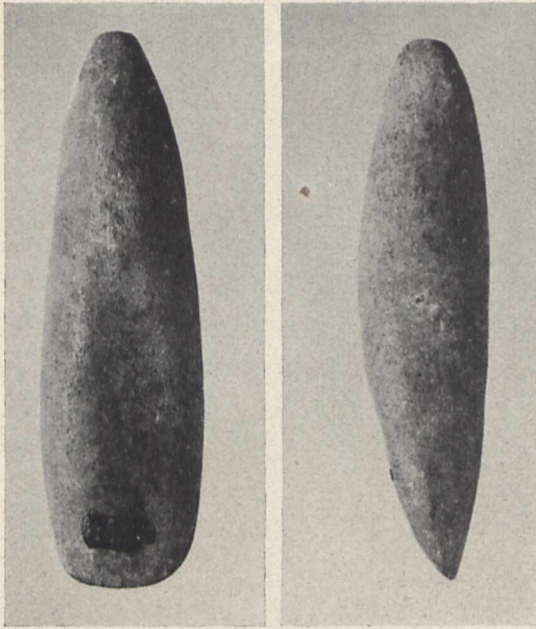


**4. Hirschgeweihhacke
(aus Rauschwitz, Kr.
Glogau)**

Die Pfeile weisen auf die
Bearbeitungsstellen hin



5. Geröllkeule aus Bobile (Kreis Guhrau)



**6. Walzenbeile aus Breslau-
Deutsch-Lissa
in Vorder- und Seitenansicht**

Außer längsschneidigen Pfeilspitzen und Messerklingen haben sich noch Beile aus Stein in das folgende Neolithikum hinübergerettet; vorläufig erscheinen sie in der mittleren Steinzeit als rundlich zugeschliffene, mit Schneide versehene Keile, Walzenbeil genannt (Abb. 6). Der hölzerne Schaft konnte sich nicht bis in die Gegenwart erhalten wie die zwar gleichfalls aus organischer, aber festerer Substanz bestehenden Hirschgeweihhacken und -äxte.

Wer waren nun die Verfertiger und Benützer der beschriebenen Stein- und Hirschhorngeräte? Wenn wir berücksichtigen, daß schon am Ende der Altsteinzeit mehrere Menschenrassen Europa bevölkerten, muß angenommen werden, daß inzwischen eine noch weitergehende Aufspaltung in Untergruppen erfolgte; und man kann, dem Beispiele jüngerer prähistorischer Abschnitte folgend, wahrscheinlich die verschiedenen Kulturgruppen nicht nur mit verschiedenen Zeiten, sondern auch mit verschiedenen Menschenrassen in Beziehung setzen. Jedenfalls ist es noch nicht möglich, die Mittelsteinzeitler überall von den bisher bekannten Altsteinzeitlern direkt herzuleiten. Inzwischen erfolgte Wanderungen sowie Kulturübertragungen erschweren in dieser Richtung die zur Zeit überall eifrigst betriebenen Untersuchungen.

Der mittelsteinzeitliche Mensch war in höchstem Maße von der Landesnatur abhängig. Wenn auch das Klima von der ausklingenden Eiszeit bis zur Trockenzeit der jüngeren Steinzeit sich stark wandelte, nahm die Forschung im allgemeinen sehr feuchte Witterung an. Der Wald hätte demnach sehr rasch weiteste Gebiete unter seine Herrschaft gezwungen, und der in kleinen Horden lebende Mittelsteinzeitler hauste, den wildleeren und unwirtlichen Urwald meidend, am Ufer der Flüsse. Besonders hier hatten inzwischen die Inlandsdünen ihre kahlen Flächen aufgewölbt, und auf diesen trockenen und warmen Plätzen schlug der Mensch seine Hütten auf. Von hier konnte er mühelos die reichen Fischgründe heimsuchen, hier lagen

7. Mittelsteinzeitliche Wohnhütten mit Herdstelle



Die Aufnahme wurde bei Proben für den Film „Aus Oberschlesiens Urzeit“ hergestellt

die Wasserstellen des Wildes, von hier konnten die Frauen die Waldränder und Lichtungen durchstreifen, um vegetabile Nahrung in Form von Wildgemüse, Wurzeln, Beeren und dergleichen zu sammeln. Aus leichten Stangen, Laub- und Flechtwerk oder vielleicht aus Fellen fügte man die Hütten zusammen, deren Grundrisse heute nur selten nachgewiesen werden können (Abb. 7); die festen, lehmverschmierten Pfostenbauten der Jungsteinzeit kannte man noch nicht. Man mußte zudem die Lagerplätze häufig wechseln und die Hütten öfter abbrechen, wenn das Wild einer Gegend schon zu stark vergrämt war. Vielleicht wandelten sich die klimatischen Verhältnisse aber derart, daß schon im Mesolithikum jene für die Jungsteinzeit sicher erkannte Trockenzeit begann, und die Menschen die Dünen aufsuchten, um bei den urplötzlich hereinbrechenden Hochwässern der Steppenflüsse sichere Lagerplätze zu besitzen. Auch in diesen siedlungskundlichen Fragen ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen.

In aller an dieser Stelle gebotenen Kürze wurden winzige Feuerstein-Kleingeräte, wuchtige Geröllkeulen und Walzenbeile aus Stein, kräftige Äxte und Hacken aus Hirschhorn als Zeugen vorgeschichtlichen Lebens in einem bis vor kurzem völlig unbekanntem und anscheinend inhaltslosen Zeitabschnitt zwischen der Alt- und Jungsteinzeit vorgelegt. Hinter jenen uns fremdartig anmutenden Kulturresten stehen nomadische Völkerschaften verschiedener Rassenzugehörigkeit. Die Zahl der Kleinwerkzeuge erhöht sich dauernd in phantastischen Mengen, ein Beweis sowohl für ihre ausgedehnte, vielseitige Verwendbarkeit als auch für die lange Dauer des eben geschilderten Zeitraumes, der nun keine Zäsur mehr in der urgeschichtlichen Besiedlung darstellt. Jene auch in Schlesien in reicher Zahl bekannte Altertümer überbrücken die eingangs gekennzeichnete Fund- und Besiedlungslücke und lehren uns in großen Zügen die mittlere Steinzeit auch für Schlesien kennen.

MEIN VATER

VON FELIX HOLLÄNDER

Es ist vielleicht nur wenigen bekannt, daß Felix Holländer, der vor kurzem verstorbene Schriftsteller und Bühnenfachmann, ein geborener Schlesier war. Wir geben hier aus seinen biographischen Aufzeichnungen „Unser Haus“ („Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart) das Charakterbild seines Vaters, eines bekannten Arztes in Leobschütz

Mein Vater war ein Mann, der sich in das Leben gestellt sah — nicht um persönlichen Wünschen und persönlichem Ehrgeiz zu dienen, sondern um sein Haus aufzubauen, was für ihn so viel bedeutete, als seinen Kindern, die er in die Welt gesetzt, die Erziehung zu geben, zu der ihre Anlagen drängten. Er war ein Hausvater, wie er im Buche steht. Von einer leidenschaftlichen Wahrheitsliebe erfüllt — unfähig, vor den Leuten einen Buckel zu machen — verdarb er es gerade mit der Sorte von Menschen, die man nötig hat, wenn man in diesem Dasein ein gutes Fortkommen haben will.

Er war ein großer Mann, aus dessen hellen Augen Aufrichtigkeit und Treue blitzten — aus dessen Mund niemals ein abgedroschenes Wort kam. Er redete seine persönliche Sprache, durchdachte jedes Ding selbständig, hatte Ehrfurcht vor jeder großen Leistung — ohne jemals einen Personenkult oder blinden Götzendienst zu üben. Und wie er innerlich ein reinlicher Mensch war, so war er auch propper und sauber in seinem Äußeren. Er pflegte sein schönes, weiches Haar, das hinter der mächtigen, gewölbten Stirn in weißen Locken ihm fast bis zur Schulter reichte. Und er pflegte seinen martialischen Schnurrbart, den er bis auf seine letzten Tage (und hierin bestand wohl die einzige Eitelkeit, die ich an meinem Vater wahrzunehmen vermochte) mit einer dunklen Bartwischse durchstrich. Niemals hat mein Vater sein weißes Haar zu färben versucht. Er war in Ehren und Anstand grau geworden — und nur mit weißen Locken habe ich ihn gekannt . . . Aber für den Schnurrbart hatte er, wie gesagt, eine leise Schwäche. Immer trug er einen Kamm und eine kleine Haarbürste in der Tasche, und ich erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre, wie er mich fast jeden Tag, bevor er am späten Nachmittag das Haus verließ — um seine Schachpartie zu spielen —, vom Hofe und den Kameraden forttrieb, mich eine flüchtige Sekunde mit seinen hellen, durchdringenden Augen ansah, dann den Taschenkamm hervorzog und das zerzauste, widerspenstige Haar mir mit festem Griff aus der Stirn zurückkämmte, so daß ich laut hätte aufschreien mögen, wenn nicht der Respekt und die Furcht vor dem Vater mich davor bewahrt hätten. Denn wir Kinder hegten bei aller zärtlichen Liebe ein Gefühl gegen ihn, das der Angst nahe kam.

Der Vater war ein strenger Mann — wortkarg und elterlicher Zärtlichkeit abhold. Vor dem Schlafengehen küßten wir ihm die Hand, während er selbst nur bei festlichen Gelegenheiten uns auf die Stirn küßte.

Er war der unbestrittene Herr im Hause, und seine vier Wände bedeuteten ihm die Welt, in der er sich allein wohl fühlte.

Im politischen Leben war er ein Volksmann, ein Demokrat vom Schlage der Achtundvierziger. Und obwohl er den Ruf eines hervorragenden Arztes genoß, der, als in Schlesien die Cholera

gewütet, in vorderster Reihe gegen den bösen Feind gekämpft — die Baracken organisiert — und in dieser schweren Zeit unter Hintenansetzung des eigenen Lebens sich ungewöhnliche Verdienste erworben hatte, ist ihm niemals eine Ehrung zuteil geworden — so übel war er wegen seiner Volksgesinnung bei der Regierung angeschrieben.

Er hatte eine unbeugsame, strenge Sinnesart, die sich oft genug auch gegen mich wandte, bei dem er frühzeitig einen gefährlichen Trotz und Eigenwillen zu erkennen glaubte.

Unser Großvater hatte in einem polnisch-schlesischen Dorfe ein kleines Wirtshaus gehabt, und meines Vaters ältester Bruder, mein Onkel Isaak war es gewesen, der sich und die Geschwister aus dieser jämmerlichen Misere herausgearbeitet hatte.

Der Onkel Isaak war, wie es in der Sprache der gebildeten Leute heißt, ein Autodidakt. Er schrieb wie gestochen, und mit seiner schönen Handschrift und seinem klaren Deutsch machte er das Glück seiner Familie. Wer in dem elenden Flecken eine Eingabe anzufertigen hatte, rief ihn. Und für die Groschen, die er auf solche Weise verdiente, kaufte er sich in der nächsten Stadt Bücher, aus denen er sich weiterbildete. Dieser Onkel, der niemals eine Schule gesehen, unterrichtete im Hause des Fürsten von Pleß und galt in der ganzen Gegend als ein ungewöhnlich kluger Kopf, vor dem die Leute Respekt hatten.

Von ihm wird späterhin noch weiter die Rede sein. Hier sei nur so viel vermerkt, daß er meinen Vater auf die lateinische Schule brachte, ihn im Geigenspiel unterrichten ließ und für seinen kärglichen Unterhalt sorgte. Sauer genug mag ihm das geworden sein. Kam mein Vater in den Ferien heim, mußte er den betrunkenen Bauern aufspielen, wofür er dann manchen „Böhm“ — so hieß ein Silbergroschen zu jener Zeit — als Lohn empfing. Diese Einnahmen, die mein Vater bis auf den letzten Heller dem Onkel abliefern mußte, wurden für die Hefte und Schulbücher verwandt.

Ich erinnere mich nur dunkel der kleinen Stadt, in der mein Vater während meiner ersten Kinderjahre Arzt war. Sie hatte wohl — wie alle kleinen Städte — grüne Anlagen und einen sauberen Marktplatz, auf dem das Rathaus stand.

Mein Vater hatte in dem Ort sein gutes und anständiges Auskommen. Er war als tüchtiger Arzt geschätzt, obwohl er es nicht verstand, den Leuten um den Bart zu gehen und schöne Worte zu drechseln. Da er nur in seltenen Fällen Medikamente verschrieb, war er bei einem Teil seiner Patienten in Mißkredit. Die Frauen machte er sich obendrein zu Feindinnen, denn statt der Badereisen, die in Mode kamen, verordnete er ihnen tüchtige Betätigung im Hause. — So war er eigentlich kein Medizinmann nach dem Geschmack der Menschen, und am liebsten würde man ihn wohl kaltgestellt haben, wenn nicht ungeachtet seiner Knorrigkeit der Erfolg für ihn gesprochen hätte.

Mit der Enge der kleinen Stadt, die ihn und sein Haus redlich nährte, hätte sich mein Vater am Ende abgefunden — obzwar er unter den Krämern und Philistern schwer litt —, wäre ihm nicht die Erziehung seiner Kinder, die einen Wechsel des Domizils notwendig machte, über alles gegangen.

Seine leidenschaftliche Liebe und Anlage zur Musik hatte sich auf einen Teil meiner Geschwister übertragen. Und weil er wünschte, ihnen eine gründliche musikalische Ausbildung

angedeihen zu lassen, beschloß er eines Tages, seine Zelte abubrechen und mit Kind und Kegel — ins Ungewisse hinein — nach der Reichshauptstadt zu übersiedeln.

Ich erinnere mich noch deutlich der großen Aufregung, die ob des wichtigen Ereignisses in unserem Hause herrschte.

Es stellte sich bei der Gelegenheit heraus, welches Ansehen mein Vater in der Stadt genoß. Erst hatte man ihm mit tausend Gründen widerraten, seine sichere Existenz aufzugeben. Dann — als man erkannte, daß an seinem Entschlusse nicht zu rütteln war — konnten sich die Menschen nicht genug in Beweisen der Achtung und Liebe.

Jeden Abend mußten der Vater und die Mutter in einer anderen Familie tafeln — und ein Fest folgte dem andren. Geschenke wurden ins Haus getragen, und die Bürger-Ressource stellte zu guter Letzt dem Vater eine Ehrenadresse aus.

Acht Tage, bevor wir die Stadt verließen, wurden unsere Freunde zu einem Abschiedessen geladen.

Die ganze Wohnung war von Kuchendüften erfüllt. Denn meine Mutter, die eine Meisterin im Backen war, hatte Rühr- und Mohnnäpfe in Fülle bereitet.

Beim Essen erhob sich mein Vater und sagte folgendes: „Liebe Freunde! Ich habe mich niemals für einen eitlen Mann gehalten, aber nun ich diese Stadt verlassen soll, packt mich ein Gefühl leisen Stolzes, da ich sehe, daß die von mir geleistete Arbeit — mag sie nun groß oder klein gewesen sein — mir Freundschaft und Achtung erworben hat.

Ich gehe in eine unbekante Welt — nicht um mir ein besseres Fortkommen zu schaffen, oder um nach Ehren und Reichtümern zu jagen — denn solches lag niemals in meinem Wesen — ich wünsche vielmehr meine Kinder für ihr späteres Leben so auszurüsten, daß sie des Daseins Bürde auch ohne mich zu tragen imstande sind.

Ich habe vielleicht Möglichkeiten in mir, die nie zur Entwicklung gelangen werden — darüber will ich nicht greifen — ich bin ein Hausvater, dessen letzte Erkenntnis es ist, daß wir vorbildlich und am besten für das allgemeine Wohl sorgen, wenn wir unseren Kindern Zucht und Sitte, Ehrfurcht und ein starkes Gefühl für die Schönheit des Lebens einpflanzen.

Es ist also nicht leichter Sinn, der mich zu neuen Ufern treibt, sondern das ernste Bewußtsein der Verantwortlichkeit, das ich meinen nächsten Angehörigen gegenüber besitze. Da ich nicht ein Mann bin, der mit Glücksgütern gesegnet ist, halte ich mich für verpflichtet, die Menschen, die ich ins Leben gesetzt habe, so gut ich es vermag, für ihr Dasein auszurüsten. Und weil ich nicht möchte, daß Sie mich für einen Abenteurer und Glücksritter halten, drängte es mich, Ihnen in dieser Stunde den innersten Grund zu nennen, der mich aus der Stadt treibt. Und nun trinke ich auf Sie, verehrte Freunde, mein Glas.“

Dann stieß mein Vater mit den Gästen an, leerte den Römer und setzte sich still und ernst auf seinen Platz.

Diese Worte vermag ich wiederzugeben, denn ich fand den Trinkspruch unter den Blättern seines Nachlasses.

Mittsommernacht*)

Text von Anton Schnack

Musik von Edmund Nick

Blues

1. Wenn es Som-mer-nacht ist und man am Rhei-negeht und das
2. Mond zieht mit auf der Was-ser-bahn, das

The first system of the musical score consists of two vocal staves and two piano accompaniment staves. The key signature is one sharp (F#) and the time signature is common time (C). The vocal lines are in a blues style with a mix of eighth and quarter notes. The piano accompaniment features a steady bass line and chords in the right hand.

Mä-del im Arm ist noch neu und der Wind wie ver-hext mit Ge - rü-chen her - weht, mit Ge-
Mä-del im Arm ist noch scheu: „War-um hast du vom An-ker den Schiffskahn ge - tan?“ sagt

The second system continues the musical score. It includes a first ending bracket over the piano accompaniment in the right hand, marked with a double bar line and a repeat sign. The vocal lines continue with the lyrics. The piano accompaniment includes a section marked "l. H." (left hand) in the bass line.

rü-chen aus Teer, Was-ser und Heu, und das Schiff heißt Ma - rie und der Mond hängt satt mit
sie sanft - mü - tig und treu. „Weil es Som-mer ist, weil die A - ka - zie blüht, und

The third system concludes the musical score. It features a triplet of eighth notes in the vocal line and piano accompaniment. The piano accompaniment ends with a final chord. The lyrics are completed in this system.

ro-tem Zin-no - ber im We- sten und mit Lich-tern be-streut liegt die gan-ze Stadt, die
 ha - be ge-nug von Kon - to-ren. Wenn die Nacht so in Sehnsuchtsge - rü-chen glüht, wenn der

cresc - - - - -

Stadt, die zum Spei-en man ü-ber hat, da sagt man: „Was wä - re am be - sten?“ Am
 Fluß, wenn der Him-mel von Lichternsprüht, ist al - les ver-tan und ver - lo - ren. Am

be-sten wär's, man wä - re Ma - tros in die-ser Nacht auf dem Schif - fe, und

p

macht im Mond-schein den An - ker los und e - he das Mä - del be-

grif - fe, wä - re der Kahn in der Strö-mung und trie - be in die Mitt-sommernacht, in die

Mit-som - mer-nacht, in ei - ne Glut - - nacht voll Lie - - - - -

- - be. 1. 2. Der

p *pp* *l. H.*

Ped. *



1. Wolf Röhricht:
Hafen von Göteborg

WOLF RÖHRICHT

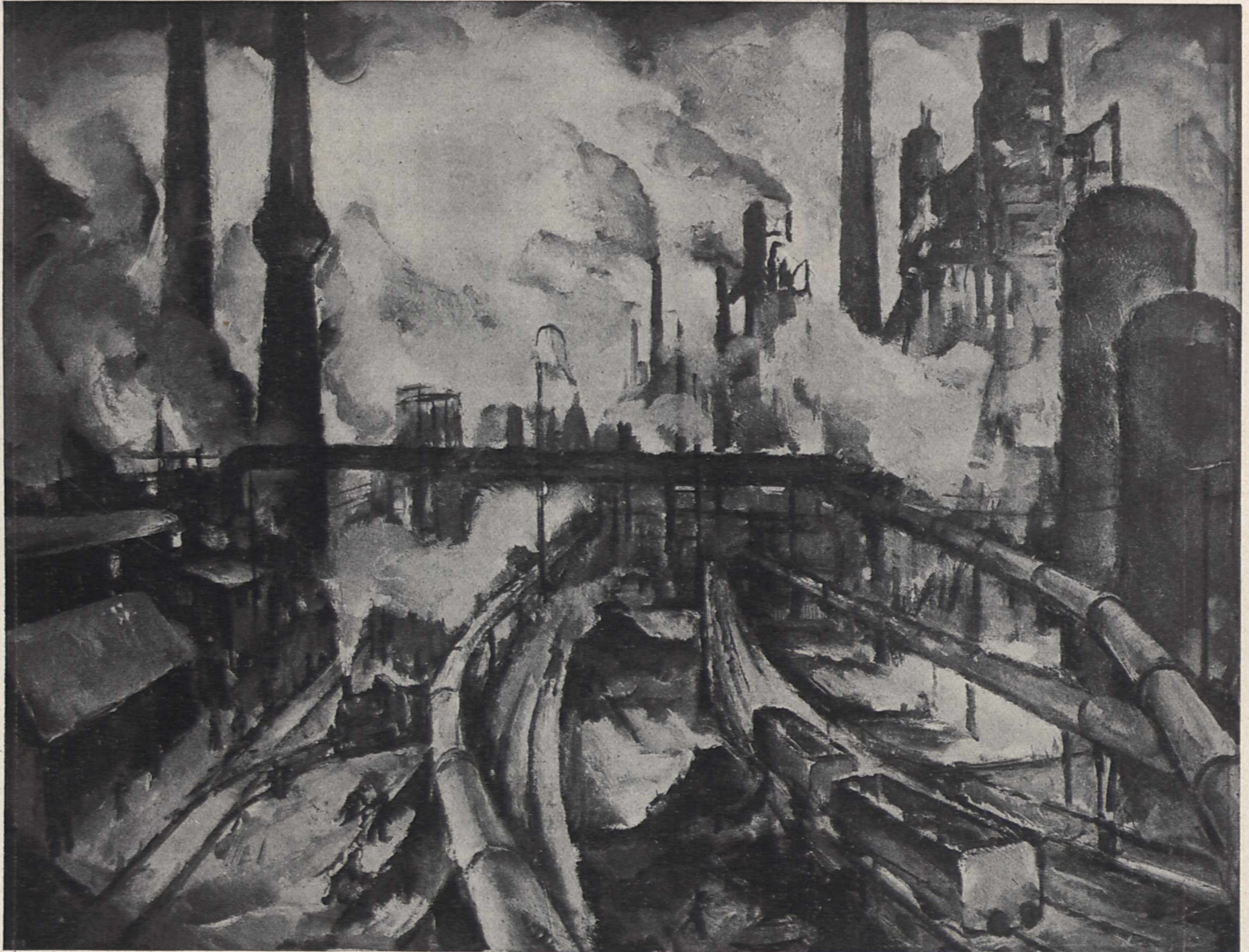
Von Dr. Max Goering

Unter der großen Zahl guter Maler, die Schlesien in unserer Zeit hervorgebracht hat, fällt Wolf Röhricht als einer der interessantesten auf. Für sein Werk und für seine Entwicklung war die schlesische Abstammung grundlegend. Eindrücke, die der Knabe in der Heimat hatte, treten immer wieder hervor. So haben, um nur eins zu nennen, Wanderungen im Riesengebirge die starke Liebe zu den Bergen in ihm geweckt, die später seine schönsten Alpenlandschaften entstehen ließ.

Röhricht wurde 1886 als einziger Sohn eines angesehenen Juristen in Liegnitz geboren. Hier ist er im elterlichen Hause aufgewachsen, das einst für die Herzogin von Sagan gebaut war und heute Sitz des niederschlesischen Museums ist. Schon als Kind verlor er den Vater. So war der Knabe nur von Frauen, der Mutter und älteren Schwestern, umgeben. Wie sein Vater, sollte auch Röhricht Jurist und Beamter werden.

Zwar hat er schon 1905 als junger Student in München eine Aktzeichenschule besucht, und in der Folge sind in Grenoble allerlei Landschaftsaquarelle entstanden. Aber erst nach Beendigung des juristischen Studiums ist das starke Talent endgültig Sieger geblieben. Dann erst hat Röhricht sich ganz der Malerei gewidmet; zunächst in Dresden, dann 1911/12 bei Waldemar Rösler in Berlin. 1913 bezog er die Ecole Julien in Paris. Die Werke der Impressionisten hat er hier auf sich wirken lassen, hat Toulouse-Lautrec studiert, ist mit Valloton, mit Van Dongen und den Pointillisten bekannt geworden.

Bald wurden dann die Werke des jungen Künstlers auch der deutschen Kunstwelt erschlossen. 1914 war er zum erstenmal auf der Freien Sezession vertreten. 1916 zeigte Paul Cassirer eine Sonderausstellung. Im folgenden Jahr schloß sich Möller an. Dann folgten Gurlitt und Hartberg.



2. Wolf Röhricht: Hochofenwerk Friedenshütte

Röhrichts erste Graphiken waren Landschaften aus dem Riesengebirge. Schlesien brachte später noch einmal eine Themenstellung: Röhricht war 1917 beim Landratsamt in Lublinitz (Oberschles.) im Zivildienst tätig und hier haben die gewaltigen Werke der Schwerindustrie starken Eindruck auf ihn gemacht. Während eines mehrwöchigen Aufenthaltes in Friedenshütte ist eine ganze Reihe wichtiger Arbeiten entstanden. Ein Teil davon ist in der Mappe „Hüttenwerk“ (Möller 1918) niedergelegt. 1918 erregte auf der freien Sezession in Berlin ein großes Bild, ebenfalls ein „Hüttenwerk“, allgemein Aufsehen. Unter den Arbeiten aus dieser Zeit ragt das „Hochofenwerk Friedenshütte“ (Abb. 2) besonders hervor. Das Gigantische der Technik, das Zentrum menschlicher Schwerarbeit im Zusammenwirken mit dem vierteiligen Massiv der Materialerzeugungsanlage im Riesenformat, kurz das Wesen der modernen Industrieanlage ist eindrucksvoll wiedergegeben. Das vierteilige Gewirr von Riesenröhrenanlagen, Schornsteinen, Eisenbahnen und Hausgiganten, von Feuerschein, Wolken und Dampf, bevölkert mit eiligen Arbeitern, hat der Maler in dieser Komposition überzeugend zusammengefaßt.

Bei diesen großen Bildern fällt ein Bestandteil in Röhrichts Werk besonders auf — genau wie bei den vielen Stilleben, Porträts und Landschaften, die damals schon entstanden sind — die Farbe. Sie ist sicher das Persönlichste und Eigenartigste in seiner Kunst. Mag sein, daß gewisse Grundanregungen aus der Pariser Zeit stammen. Jedoch läßt sie sich ebenso wenig durch pointillistische Einflüsse wie mit dem abgegriffenen Wort „Impressionismus“ erklären. Die kunsthistorische Einordnung muß späteren Generationen überlassen bleiben, die ja überhaupt über Fortbestand und letzte Wertung alles Heutigen von ihrem Fernblick aus entscheiden werden. Jetzt können wir nur feststellen, daß es so ist. Konstatieren und sich daran freuen muß dem Zeitgenossen genügen.

Da sei denn hervorgehoben, daß sich diese großen Industriebilder von den kleineren Formaten des Künstlers nicht nur Größenmäßig, sondern auch in anderer Beziehung grundlegend unterscheiden. Der Unterschied hat mit der Qualität nichts zu tun. Es ist — dem Maler selbst sicher unbewußt — ein anderes Wollen, das beide Kategorien scheidet, und damit auch eine andere Wirkung. Beides sind unmerklich — sehr übertragen ausgedrückt — „Stilisierungen“ trotz aller Porträhftigkeit des Gegenständlichen. Natürlich wird in dem Bild „Friedenshütte“ das Abbild gerade dieses Hochofenwerkes gegeben und von Stilisierung ist da nichts zu sehen. Ebenso real gegenständlich sind Vase und Blumen auf dem Orchideenstilleben (Abb. 3) behandelt. Aber nicht auf die Orchideen kommt es an und nicht auf das Werk „Friedenshütte“ speziell. Sondern, und hier liegt der Unterschied: Mit dem „Hochofenwerk Friedenshütte“ ist die Industrie als solche — wie mir scheint endgültig — charakterisiert; im Orchideenstilleben ist dagegen eine großangelegte, wohlhabgewogene Farbenkomposition geschaffen. Insofern, meine ich, sind beides „Stilisierungen“ oder richtiger: künstlerische Endwerte, für die das spezielle Einzelmodell nur beispielhafte Bedeutung hat. Das eine Mal Einzelbeispiel für den gesamten Begriff „Industrie“, das andere Mal Thema, das zur Farbenkomposition die Anregung gab. Der Grundunterschied ist der, daß der Industriebegriff natürlich nur am Beispiel eines Industrierwerkes erläutert werden kann, während Farbkompositionen ebensogut bei der Wiedergabe einer Landschaft entstehen können und auch entstanden sind.

3. Wolf Röhricht: Orchideen



Keine der beiden Möglichkeiten ist mehr oder weniger „künstlerisch“ als die andere. Beide sind eben „Kunst“. Aber es scheinen mir die beiden Arten zu sein, in denen sich Röhrichts Kunst äußert. Manchen Laien pflegt das Gegenständliche am Kunstwerk die Hauptsache zu sein; dem Künstler bestimmt nicht. — Wichtig ist noch die Feststellung, daß die zweite Art im späteren Werk Röhrichts mehr und mehr die Oberhand gewinnt — übrigens schließen sich ja beide Arten gegenseitig absolut nicht aus.

Röhricht hat auch Glasfenster entworfen (Abb. 4), wofür sein Talent für Farbe und Komposition besonders geeignet erscheint.

Sein starkes Farbentalemt wird von gründlicher technischer Durchbildung unterstützt. Mit viel Geschmack ist diese ganz besondere Veranlagung gepaart. So entstanden zielsicher und



4. Wolf Röhricht: Glasfenster und Wandmalerei in der Klemziger Kirche

endgültig seine Farbenkompositionen, denen sich alles Thematische völlig unterordnet. Nie sind sie bunt. Stets beherrscht die reiche Palette vorsichtig abgewogen das ganze Bild. Vom verlockenden Hors d'oeuvre angedeuteter Kontraste bis zur gesetzten Nebeneinanderkomposition ruhiger Farbflächen werden alle Möglichkeiten auskostet. Welche Genüsse sind dem Beschauer bereitet, wenn neben leuchtendem Grün ein flammendes Rot aufbrennt, wenn ein ganz besonders liches Blau dazwischen tritt oder ein weiß durchsetztes Gelb und so fort! Bei den Ölbildern entsteht oft durch Überreiben mit dem Spachtel eine körnige Oberfläche, wobei es keine Farbhügel mehr gibt, die gegen die glattere Fläche prononcierten. Die einzelnen Farben sollen selbst sprechen. Alle aber sind zur Gesamtheit komponiert und in sie eingereiht. Ebenso wie Lichter und Schatten ausgeglichen sind und das Gegenständliche dem Ganzen kompositionell untergeordnet ist.

★

1923 erhielt Röhricht einen großen dekorativen Auftrag: Für die Familie von Philipsborn sollte die Herrschaftsloge in der Klemziger Kirche mit Wandmalereien verziert werden. Als Thema wählte er Szenen aus dem Paradies (Abb. 4). Die Flächen sind mit großen Figuren



5. Wolf Röhricht: Meine Mutter

Breslau, Museum der bildenden Künste

gefüllt, die Landschaft tritt dahinter, zart angedeutet, zurück. Wie Ornamente stilisiert wirken die Figuren, haben aber doch genügend Beziehung zueinander, so daß die ganze Fläche in schöner Geschlossenheit komponiert ist. Alles Beiwerk ist nur durch wenige Linien angedeutet. Starke Reduktion des Details und große Einfachheit lassen das Hauptmotiv besonders hervortreten. Wie leicht können gerade Wandbilder überladen wirken! In diesen Werken ist der Blick auf die Hauptpunkte konzentriert. Ein Zuviel gibt es nicht. Beim „Sündenfall“ hält ein horizontal lagernder Tiger den Senkrechten — Adam und Eva — das Gleichgewicht. Eine ähnliche Funktion erfüllt bei der „Austreibung“ ein Vogel, der im Vordergrund hockt. Die vielen Tiere auf diesen Fresken haben bei aller Vereinfachung, aller Strenge und Zurückhaltung der Darstellung einen stark humoristischen Zug. Zugleich erscheint aber jedes Tier gewissermaßen als Kronzeuge für seine Rasse. Die stärkste Eigenschaft ist besonders hervorgehoben, so das Hoheitsvolle des Löwen, das Ungeschickte, Tollpatschige des Bären, der Stumpfsinn beim Marabu, das leichtfüßig Elegante der Gazelle. Es ist dasselbe wie bei den Industriebildern. Das Einzelbeispiel dient zur Verkörperung des ganzen Typus. Wenn nun so eine Löwin formal und im Ausdruck an Delacroix' wilde Tiere erinnern mag, so ist die Verwandtschaft doch nicht sehr eng. An Stelle der Einzelcharakteristik dort tritt hier gewissermaßen „Typisierung“.

* * *

Bei den Porträts ist stets das Antlitz besonders betont. Dabei sind sie von allerlei Feinheiten und reizvollen Gaukeleien der Röhrichtschen Palette umgeben. Das Porträt des Ministers von Reibnitz (1925) ist der Versuch einer neuartigen Bildgestaltung. In dieser Hinsicht hat Röhricht viel experimentiert, ist aber stets zur klassischen Form des impressionistischen Porträts zurückgekehrt. Besondere Innigkeit zeichnet die Porträts seiner Mutter aus, von denen sich ein schönes Exemplar im Breslauer Museum befindet (Abb. 5).

Am stärksten vielleicht zeigt sich Röhrichts Kunst in seinen Landschaften. Hier hat der Stil des Malers die meisten Wandlungen erfahren. Von 1917 gibt es Landschaften, in denen — sagen wir schlechthin „expressionistisch“ — Schneeflächen, kahle Baumstümpfe und Häusergruppen in wechselvollem Auf und Ab durcheinandergelagert sind. Aber eben „gebaut“, mit der ordnenden Hand Wolf Röhrichts. Bald werden die Landschaften dann straffer und sicherer komponiert. Bei manchen Ansichten ist der Einfluß Corinths zu spüren, aber umgesetzt in Röhrichts eigenwilligen Stil, was vor allem die Farbanalyse erläutern mag.

Besonders eindrucksvoll ist die Bergwelt mit ihren zerklüfteten Felsen und zerfetzten Wettertannen wiedergegeben. Wie ist so ein lichter Bergsee zwischen abstürzenden Hängen unter zerrissenen Wolken behandelt!

1922, 1925, 1927 sind Bilder aus jähem Kontrasten von huschenden Lichtern und wechselvollen Schattenflächen zusammengefügt. 1927/28 werden sie beruhigter. Das Detail wird deutlicher, ohne daß an farbiger Kraft und starkem Leben etwas eingebüßt würde. 1928 sind viele Landschaften auf einer Reise durch Norwegen und Schweden entstanden. Im „Hafen von Goeteborg“ (Abb. 1) geben wir eins dieser lichten, oft auf rot gestimmten Bilder wieder, die einen Höhepunkt in Röhrichts Werk darstellen.

6: Wolf Röhricht: Stilleben



1929 war er in Ägypten. Die afrikanische Landschaft mit ihren intensiven Farben, ihrem grellen, glühenden Licht mußte besonders befruchtend auf diesen „Meister der Farbe“ wirken. 1930 setzte dann eine neue Wandlung ein, indem die oft spritzig zersetzten Farbflecken von früher zu größeren Flächen zusammengezogen sind. Es gibt Landschaften dieser Art aus dem Tessin und aus Italien (vgl. Abb. S. 178 dieses Jahrgangs). Die eng ansteigenden Gassen südlicher Nester sind durch die malerische Vereinfachung großzügig gestaltet. Auch die Berliner Altstadt und Orte der Mark haben als Modell gedient, jedoch liegen dem Künstler die südlichen Gegenden mehr.

Kann man nun zwar sagen, daß die Eigenart Röhrichts in Aquarell und Ölbild am stärksten zum Ausdruck kommt, eben der Farbe wegen, so sei noch erwähnt, daß besonders in den letzten Jahren öfters Graphiken entstanden sind, die hohe Kultur und gute Qualität zeigen; darunter Landschaften, die durch Umsetzung der temperamentvollen Farbe in lebendige Strichführung beim Schwarz-Weiß besonders reizvoll sind.

BERLIN UND BRESLAU

Zwei zeitgenössische Urteile aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhundert, mitgeteilt von Prof. Friedrich Andreae

1. Denkwürdigkeiten des Botschafters General v. Schweinitz. Berlin 1927 Bd. I.

Die Niederschrift dieses Eindruckes von ca. 1840 stammt aus der ersten Hälfte der siebziger Jahre.

„In Breslau herrschte damals ein ganz anderes Leben als jetzt; seine Ausdehnung ist verdoppelt und seine Bevölkerung verdreifacht, aber es ist eine große Stadt geworden, wie so viele andere und hat den eigentümlichen, an Wien und Prag erinnernden aristokratischen Reiz verloren. Wenn man über die Oderbrücken auf den Bürgerwerder oder in die Odervorstadt ging, so konnte man sich in ein slawisches Land versetzt glauben; man begegnete dort Bauern in weißen Kitteln oder in Schafpelzen mit kleinen Pferden zur Stadt fahrend und vierspännigen Equipagen polnischer Edelleute... Schlecht gepflastert, dürftig beleuchtet, ohne glänzende Läden stand Berlin in mancher Beziehung gegen Breslau zurück und war jedenfalls viel weniger vornehm.“

2. Aus der Chronik der Herzogin von Dino, späteren Herzogin von Talleyrand und Sagan. Deutsche Übersetzung von Frhr. v. Cramm, Berlin 1911

Gleichzeitige Aufzeichnungen aus den Jahren 1840 und 1843.

„Berlin ist wirklich eine sehr schöne Stadt. Die Straßen sind breit und gerade; die Häuser groß und regelmäßig; viele Palais und schöne Gebäude; schön bepflanzte Plätze, Gärten und Promenaden, und doch macht es einen trübseligen Eindruck. Man sieht, daß der Reichtum fehlt, um den Rahmen angenehm auszufüllen und zu bewohnen. Die Equipagen gleichen den Droschken, so daß ich sie verwechselte. Pferde und Livreen sind sehr schlecht gehalten...“

Die Stadt Berlin gefällt nicht jedem; ich begreife es. Obgleich schön, ist sie monoton und zu modern. Prag ist viel imposanter, Dresden viel belebter. Die Bedeutung Berlins ist ganz politisch und militärisch; man hat immer den Eindruck, als ob man im Generalstabe wäre...“

Ich hielt mich einige Stunden in Breslau auf, um die Kirchen zu besuchen, das alte Rathaus, einige Läden, die besser ausgestaltet sind und geschmackvollere Sachen haben als die Berliner... Breslau ist eine alte Stadt, mehr ernst als frappierend... Es ist eine Stadt mit Traditionen und Charakter und hat mir sehr gut gefallen.“

Religion und Volkstum — ein Durchblick durch die Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens

Von Akademie-Professor D. theol. Preisker, Breslau

Volkstum ist irrationale Gegebenheit, ist Ausdruck des Zusammenhanges des geschichtlichen Werdens mit dem letzten Quellpunkt alles Seins¹⁾. Darum wird vom Volkstum her jede übernationale Frömmigkeit ihre jemals eigene bodenständige Formung erfahren, und darum wird das Volkstum auch gerade in seinen weltweiten Formen der Frömmigkeit ein Stück seiner Beziehung zum Universum erfahren.

Schlesien nun ist Randgebiet des Deutschen Reiches. Das hat es oft genug Tummelplatz wilder Kriegsleidenschaft werden lassen, das hat ihm Mißachtung und Vergessenwerden eingebracht, das hat zu einer Blutmischung geführt, die schlesische Art gewiß komplizierter, aber auch reicher gemacht hat. Dazu kommt, daß unsere Heimatprovinz aus Franken, Oberpfalz und Thüringen Siedler bekommen hat, aus jenen Landschaften, die im 13. bis 14. Jahrhundert Heimat der deutschen Mystik waren. Man kann freilich einen Unterschied machen zwischen dem Schlesier der Heide, des Gebirges oder der Ackerebene; trotzdem ist es angebracht, vom schlesischen Menschen zu reden. In ihm steckt ein „heimlicher Glaube“ (W. E. Peuckert). Von dieser Seite am Schlesier in ihrer protestantischen Ausprägung und dem Zusammenhang mit dem Volkstum soll hier die Rede sein.

G. Freytag sagt vom Schlesier, daß er „schnell im Erfassen des Neuen“ ist, „von einer unübertrefflichen Schwungkraft“. Man kann unter diesem Sehwinkel die Reformationsgeschichte Schlesiens betrachten. Ich will hier nicht auf die Ursachen der Reformation näher eingehen, schon lange nicht die Mißbräuche aufzählen, die die Schlesier der alten Kirche vorwarfen²⁾. Nur das sei angeführt, daß 1519 bereits Luthers Schriften in Breslau nachgedruckt wurden, daß es 1536 dem Bischof Jacob von Salza schon schwer gelang, Geistliche für die katholischen Gemeinden Schlesiens zu finden. Der neueste kath. Bearbeiter der Schlesischen Kirchengeschichte³⁾ stellt fest, daß bereits „als Kaspar von Logau Bischof von Breslau wurde, Schlesien ein protestantisches Land war“. 1526 war den Breslauern die Besetzung der Pfarrstellen mit evangelischen Geistlichen zugestanden, bald zog 1524 der Protestantismus in Liegnitz ein, dann 1536 in Münsterberg, 1538 in der Grafschaft, 1540 im Herzogtum Sagan. Die Jahre 1540—1560 sind die Zeit einer schnellen und allgemeinen Ausbreitung des evangelischen Glaubens in Städten und Dörfern, wo gewiß führende Persönlichkeiten die Sache evangelischen Glaubens förderten wie Friedrich II., Herzog von Liegnitz, und Markgraf Georg der Fromme von Jägerndorf-Leobschütz, wo doch aber die Gemeinden völlig den neuen Glauben bejahten. Diese Aufnahme hatte aber ihr Gepräge an einer anderen Eigentümlichkeit des Schlesiers. Der

¹⁾ Vgl. Fichte, Reden an die deutsche Nation, Ausgabe Reclam S. 220.

²⁾ Man stieß sich besonders am sittlichen Tiefstand der Geistlichkeit. Kaiser Ferdinand quittierte ihr, daß sie ein loses und schändliches Leben führe. Der Abt von Sagan verspielte Klostersgelder beim Kartenspiel, der des Breslauer Matthiasstiftes gab von Armengeldern üppige Gastmähler, die Vikare am Dom verärgerten durch rohe Trinksitten das Volk. Dazu waren viele Pfarrstellen von ihren Inhabern an Mietspfarrer abgegeben, die dem Amt nicht gerecht waren u. dgl. mehr.

³⁾ Kurt Engelbert, Kaspar von Logau, 1926.

Schlesier ist besonnen-ruhig. So fehlte auch der Einführung der Reformation alles Gewaltsam-Wilde⁴⁾, es fehlte alles Revolutionär-Grausame. Gewiß gab es auch Gewaltakte. Wo würde auf Erden Neues ohne solche? Aber das war ohne System, es waren vereinzelte Geschehnisse. So gab es zum Beispiel auch keine Säkularisation von Kirchengütern, wie das in anderen Ländern üblich war. Aber noch etwas anderes ist für die schlesische Reformation bezeichnend: Man dachte an eine Trennung von der alten Kirche zunächst gar nicht. Der Zorn und die Mißachtung des Volkes richtete sich gegen den Klerus. Man mied einen Bruch mit der bisher verehrten Kirche: „Gemeines Geschrei war nur über die Prediger und die Geistlichkeit.“ Noch bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts erkannten auch Luthers Anhänger die Bischöfe als ihre geistlichen Oberhirten an, wurden die evangelischen Pfarrer von dem Breslauer Bischof in ihr Amt eingesetzt. Die Forderungen, die erhoben wurden, deckten sich im allgemeinen mit den *gravamina nationis germanicae*, also bibelgemäße Predigt, Abstellung abergläubischer Bräuche, unwürdiger Kirchenstrafen, Predigt als Mittelpunkt im Gottesdienst, Abendmahl unter beiderlei Gestalt, Priesterehe und dergleichen. Dabei ist noch wichtig zu beachten, daß die äußeren kirchlichen Formen weithin beibehalten wurden; so blieben z. B. bis ins 18. Jahrhundert die Meßgewänder, ohne daß das Kirchenvolk daran Anstoß nahm; ebenso blieb lange die letzte Ölung im Brauch. Der Schlesier mit seiner Besonnenheit bewahrte auch Mäßigung bei Einführung des neuen Glaubens. Es hat dabei die Blutmischung mitgesprochen, die allem Fanatismus fern bleibt und dem Schlesier immer einen Zug zur überkonfessionellen, ökumenischen Form frommen Empfindens mitgegeben hat.

Die Besonnenheit des Schlesiers paart sich mit sinniger Beschaulichkeit, mit reicher Phantasie und tiefer Innerlichkeit. Damit hängt es zusammen, daß seine Frömmigkeit nie ganz in der Kälte vernunftgemäßer Ausprägung aufging. Nicht nur fällt auf, daß man bei Einführung der neuen Lehre nicht die einzelnen von Luther besonders betonten Lehrstücke wie Rechtfertigung, Sünde, Gnade in den Mittelpunkt rückte, sondern, wie es der Moibansche Katechismus zeigte, entsprechend der schlesischen Gemütsstiefe den Glauben als herzliches Vertrauen betonte. Ebenso ist zu beachten, daß auch die Zeit der Orthodoxie nicht zu nackter Verknöcherung geführt hat. Ein Mann der Orthodoxie wie der gelehrte Pastor und spätere Kircheninspektor von Breslau Kaspar Neumann (1648—1715), der den Pietismus bekämpfte, war doch wieder ausgezeichnet durch innige Gebetsfrömmigkeit; sein Gebetbüchlein „Kern aller Gebethe“ (1680) wurde weithin bekannt, erschien in den verschiedensten Übersetzungen und erreichte 22 Auflagen. Hier war die Orthodoxie nicht in Starrheit und Nüchternheit ausgeartet wie anderswo, sondern hat in junger und warmer Frömmigkeit schöne Ergänzung und Vertiefung gefunden. Das Sinnige des Schlesiers zeigte sich auch an der frommen Naturbetrachtung der Neumannschen Predigten. Und wie Einfachheit und Natürlichkeit seinen orthodoxen Glauben vor Entgleisungen bewahrte, bekunden Auslassungen wie die: „Wenn er (der Prediger) auf der Kanzel steht, so sagt er das Wort Gottes, wenn er herunterkommt, so tut er dasselbe, und so predigt er immer. Wo die Worte anders sind als die Werke, da ist es nicht

⁴⁾ Die Behauptung Engelberts, daß auch in der Reformation dergleichen Gewalttätigkeiten vorgekommen seien wie in der Gegenreformation, hat Schoenaich in seiner Studie widerlegt: Die Ursachen der Reformation in Schlesien (Korrespondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens) 1928, 1 ff.

gut⁵⁾“. Mitten in der Zeit, wo „unfruchtbare Künstelei, pedantische Schemareiterei und gelehrte Detailkrämerei“ blühten, ist Neumann ein würdiger Vertreter, der, ohne in pietistischen Eifer zu verfallen, doch frommes praktisches Christentum erbaulich zu predigen weiß (Schian, Korrespondenzblatt des Vereins für Gesch. der ev. Kirche Schlesiens, 1910, S. 29 ff.)

Noch viel bedeutsamer und für die Würdigung schlesischer Art bezeichnender ist die Auswirkung jener beiden großen geistigen Bewegungen, die wir als Pietismus und Rationalismus zusammenfassen.

Für schlesische Gemütsstärke und Innerlichkeit spricht ganz besonders die Geschichte des Pietismus in Schlesien. Gewiß wird man sagen können, daß Schlesien nicht durch Ausartung der Orthodoxie so in der Frömmigkeit wie andere deutsche Gebiete erstarrt und verödet war. Das lag einfach daran, daß Schlesien in der Zeit, in der sich der übrige deutsche Protestantismus um Rechtgläubigkeit stritt und in Lehrformeln versteinerte, eine schwere Bedrückungszeit durchmachte und in dieser Zeit der Gegenreformation sich auf die echten Wurzeln seines Glaubens besinnen mußte. Es hat auch in Schlesien nicht an streitbaren und zanksüchtigen Orthodoxen gefehlt. Aber die Leidenszeiten haben das Theologengezänk hinter praktische Bewährung protestantischer Frömmigkeit zurücktreten lassen. So fand der heraufsteigende Pietismus einen empfänglicheren Boden vor als im übrigen Deutschland.

Trotzdem hatte aber der Pietismus in Schlesien wiederum Hindernisse besonderer Art zu überwinden. Die österreichische Herrschaft, der Schlesien damals zugeordnet war, wollte die Pietisten nicht als zugehörig zu den geduldeten Evangelischen Augsburgischer Konfession zählen. So ist es erklärlich, daß die schlesische evangelische Geistlichkeit, um nicht in den Verdacht zu kommen, mit nicht erlaubter Ketzerei zu liebäugeln, vom Pietismus abrückte, ja die Pietisten zurücksetzte.

D. Wotschke hat jüngstens eine Menge Briefmaterial⁶⁾ aus dieser Zeit — zunächst noch unverarbeitet — veröffentlicht, das ich hier verwendet habe. Wenn man diese Dokumente durcharbeitet, bekommt man zunächst reiche Belege für allerlei Feindschaft der Pfarrerschaft gegen den Pietismus. Zugleich hört man aus den Briefen erschütternde Klagen über die durch die Gegenreformation angerichtete Zerstörung evangelischen Lebens: „... in unserem Schlesien nimmt die rechte evangelische Religion und das rechte Christentum sehr ab.“⁷⁾ Oder es heißt: „Die Einrichtung von Kirchen und Schulsachen geht hier schwer, weil die Armut des hiesigen Landes fast durchgehend groß ist.“⁸⁾

Andererseits staunt man doch, wieviel Beziehungen zwischen Schlesien und Halle bestanden haben. Nach Halle zu A. H. Francke wurden Kinder zur Ausbildung und Erziehung geschickt, von Halle wurden Katecheten, praeceptores und Pfarrer in die Gemeinden gerufen. Freilich wurde auch dagegen gekämpft⁹⁾, und gewiß hatten die Pietisten keinen leichten Stand in Schlesien. So klagt Friedrich Opfergeld, Pastor in Festenberg, im Brief an Francke

⁵⁾ B. Schubert, Kaspar Neumann, 1903, S. 21.

⁶⁾ Jahrbuch des Vereins für Schles. Kirchengeschichte, 1929, 58 ff.

⁷⁾ a. a. O., S. 82, Brief der Katharina von Scherr an A. H. Francke vom 26. 7. 1704. (Ortsname abgeschnitten).

⁸⁾ Chr. Voigt an Francke am 14. 11. 1709, aus Teschen.

⁹⁾ Baltzer Garschocke berichtet es aus Militsch unter dem 23. 12. 1702.



**Leonhard Posch:
Prinzessin Alexandrine von Preußen**

Aus der Ausstellung im Kunstgewerbemuseum

(19. 7. 1703), daß sein Senior und Kollege ein „gefährlicher Verhinderer alles Guten“ ist, daß seine benachbarten Amtsbrüder es noch ärger machen, ja daß auch nur wenigen seiner Zuhörer die Augen aufgegangen seien. Gottfried Blümel aus Mallnitz jammert Francke vor (5. 5. 1711), „die Pietisten werden beschimpft. . ., welches wohl freilich zu keinem anderen Ende geschieht, als den Stillen im Lande Lästerungen und Verfolgungen zu bereiten; ja sie gelten als „Majestätschänder, Verächter des Hauses Österreich“, usw. Der Kampf muß oft heftig geführt worden sein. Schwedler schreibt am 30. 9. 1709 davon, daß die Papisten und viele von den Unseren sich pedibus manibusque wehren? Bei der Einstellung der österreichischen Oberherrschaft gegen die Pietisten ist es nicht zu verwundern, daß die vom Briegischen Consistorio Geprüften in ihren Attesten ein Sondervermerk bekamen, „daß der Geprüfte kein Enthusiast, Fanatiker, Quäker, Weigelianer und Pietist sei!“ Wer also nach Pietisterei „roch“, wurde nicht angestellt. So kamen sich die pietistischen Pfarrer oft vereinsamt vor, und die Klage eines Christoph Voigt aus Teschen (8. 8. 1709) wird verständlich: „Ich stehe hier in Schlesien ganz allein und habe die volle Geistlichkeit wider mich.“ Daß man das Wort von dem Alleinsein in Schlesien nicht pressen darf, beweisen andere Briefe pietistischer schlesischer Pastoren, aber die große Menge der Pfarrer hat gewiß — abgesehen von der Lausitz, die ja nicht zu Österreich gehörte — vom Pietismus abseits gestanden. Allerdings war es nicht Kampf gegen lebendige Frömmigkeit, vielmehr Ablehnung des Konventikelwesens.

Trotzdem — auch hier zeigt sich nun gerade die schlesische Art der Gemütsiefe und Innigkeit — hat der Pietismus gerade in der schlesischen Laienwelt weithin Boden gefaßt. Während er sonst nur bei einzelnen Persönlichkeiten Eingang fand, hat der Pietismus gerade in der Lausitz und in Schlesien ganze Landesteile gewonnen¹⁰⁾. Das überkommene Briefmaterial

¹⁰⁾ So urteilt richtig R. M. Ritscher, Versuch einer Geschichte der Aufklärung in Schlesien (Beiheft zum Korrespondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens, XIII. Bd., 1. Heft), 1912.

J. Ferdin: Tongefäß



Aus der Ausstellung im
Breslauer Kunstgewerbemuseum

bestätigt diese Ansicht. Wenn W. E. Peuckert vom Schlesier sagt, daß er sein Wollen in einem gesteigerten Fühlen ausströmt und von der „Aktivität des Herzens“ beim Schlesier redet, so hat man in der Stellung des schlesischen Volkes zum Pietismus dafür einen Beweis. Der schon genannte Voigt schreibt an Francke¹¹⁾: „Diese lieben Seelen beweisen gewiß einen solchen Ernst in ihrem Christentum, daß mir dergleichen zur Zeit noch wenige vorgekommen.“ Und noch deutlichere Anschauung bekommt man in einem seiner früheren Briefe¹²⁾, „die Leute sind von großer Aufmerksamkeit, und darf man nur den Namen Jesus nenenn, so rufen sie alle überlaut „Herr Jesu Christ“, daß man inzwischen anhalten muß mit Reden, bis sie alle ausgeseufzt und ausgeredet haben.“

Hier kann man schon an schlesische Gefühlsschwärmerei denken, von der wir noch später zu reden haben werden. Jedenfalls ist die Tatsache festzustellen, daß in Schlesien und der Lausitz mehr als anderswo der Pietismus eine Bewegung im Volke war. Wenn das unter besonderer politischer Verfolgung geschah, so wird man in dieser Art der Frömmigkeit eben Verwandtschaft zum schlesischen Volkstum sehen: Das schlesische Gemüt ist durch die vertiefte Innerlichkeit pietistischen Christentums angesprochen worden, darum hat es in Schlesien, trotzdem die Pietisten gehaßt, gemartert und verfolgt wurden¹³⁾, doch weithin gerade im Volk an Boden gewonnen.

Der Pietismus, der gewiß Gegensatz zur Aufklärung ist, hat doch auch wiederum den Übergang von der Orthodoxie zur Aufklärung vermittelt. Und auch die Aufklärung hat wieder in Schlesien ihren besonderen Charakter¹⁴⁾. Es gehörte zu den allgemeinen Kennzeichen der deutschen Aufklärung, daß überall schnell moralische Wochenschriften auftauchten (1761 waren es bereits 182). In Schlesien gab es deren nur ganz wenige. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek berichtet Bd. 23 S. 477, daß Ehrenfried Liebichs Blut- und Wundenlieder in

¹¹⁾ Beblowitz, am 3. 10. 1710.

¹²⁾ vom 8. 8. 1709.

¹³⁾ Martin Bredo, Liegnitz am 27. 9. 1710.

¹⁴⁾ Vgl. besonders zum Folgenden die genannte Studie von Ritscher.

Schlesien schnellste Verbreitung fänden. Aufklärungsgesangbücher haben anfangs kaum Anerkennung gefunden. Das hat sich nach dem Siebenjährigen Kriege geändert. Die mannigfachen Gesellschaften wie Kußgesellschaften und dgl. brachten die Aufklärung ins Volk, noch ehe sie auf der Kanzel heimisch wurde. Aber sehen wir uns die Vertreter der schlesischen Aufklärung an. Garve (1742—1798), einer der bekannten Popular- und Moralphilosophen, hat doch seine Eigentümlichkeit in tiefer, inniger Frömmigkeit, die den Schlesier dann während seiner Leipziger Zeit von seinen Freunden unterschied. Und wenn man als Urteil der Allgemeinen Deutschen Bibliothek über des führenden Breslauer Geistlichen Gerhard Predigten liest, sie gehören zum „kirchlichen System“, wenn man andererseits weiß, daß Gerhard Rücksicht nahm auf das weite kirchliche Publikum¹⁵⁾; wenn man ferner hört, daß ihm das Volk Schwierigkeiten machte, als er päpstliche Überbleibsel aus der Liturgie entfernen wollte, und daß bei Einführung seines rationalisierten Gesangbuches die Polizei Sicherheitsmaßregeln traf: dann merkt man den Unterschied der schlesischen Aufklärung zur allgemeinen deutschen Aufklärung. Was in Schlesien als Erfolg der Aufklärung erreicht werden konnte, galt außerhalb dieser Provinz als reaktionär, als pietistische Rückständigkeit. Waren die Erfolge in den Städten schon bescheiden — Garve z. B. klagt über Breslau, daß er hier wenig Freunde der Aufklärung fänden — so war es noch schlimmer auf dem Dorf. Pfarrer, die rationalistisches Christentum vertraten, hatten keine Zuhörer, mußten, wie P. Tschirner berichtet, „vor Stühlen und Bänken predigen“ und „vom Winde leben.“ Aller Erfolg war nur äußerlich, es kam zu keiner Umstellung der religiösen Anschauungen. In der Bauernschaft kam es zu einer Gegenbewegung, so daß in Schlesien sehr viele Menschen zu dunklen Religionsgefühlen, Pietismus, Lavaterianismus, Herrenhuterei, Schwärmerei, Geisterseherei neigten¹⁶⁾, daß „Schlesien vorzüglich der Schwärmerei und Bigotterie empfänglich sei“, „daß Schwärmerei und Aberglauben, die Feinde aller Aufklärung, in keiner preußischen Provinz so viel Nahrung finden als in Schlesien¹⁷⁾“. Und die Schlesischen Provinzial-Blätter von 1786 S. 162 berichten, „diese Seuche greift immer mehr um sich“, so daß „viele schlesische Mitbürger von epidemischen Schwärmereien angesteckt, der emporstrebenden Aufklärung entgegenarbeiten¹⁸⁾“. Gerade auch in Schlesien waren damals die geheimen Gesellschaften und auch die Freimaurerlogen nicht Pflegestätte aufklärerischen Denkens, sondern Heimat gemütvoller Lebensanschauung und pietistisch gefärbter Frömmigkeit. Gehört zum Wesen aufklärerischen Christentums die Loslösung von den Tatsachen der biblischen Geschichte und kennzeichnet es eine überzeitlich farblose Frömmigkeit, so ist für die Geschichte der schlesischen Frömmigkeit das Festhalten an der biblischen Offenbarung beachtenswert. Auch des Rationalisten Gerhards Schriften hielten sich an die Bibel, und in der Jahrhundertwende predigt (1800) eifert er gegen alle „Spötter und Lästere“, die „den ganzen Grund geoffenbarter Religion durch spitzfindige Zweifel“ untergraben. Und dasselbe gilt von der sympatischen Gestalt des Breslauer Kircheninspektors Burg. Gewiß ist er vom Rationalismus, besonders vom bekannten Philosophen Wolff, infolge seines regen geistigen Interesses berührt. Aber nichts von

¹⁵⁾ Selbstbiographie S. 156 f.

¹⁶⁾ Schles. Prov. Blätter VII, 8, 8.

¹⁷⁾ Ebd II, 546 ff, VII, 8.

¹⁸⁾ Ebd. II, 558; VI, 490.

Vernunftskühle durchzieht seine Predigten, vielmehr eine solche starke Herzenswärme, daß sie selbst heute noch nicht ungenießbar sind¹⁹⁾. So hat gerade schlesische Eigenart, des Schlesiens sinnendes Gemütsleben, auch über den Rationalismus hinweg sich tiefe religiöse Werte und fromme Schau bewahrt. Nur von dieser schlesischen Charakterseite her ist ebenso die Geschichte des Pietismus sowie des Rationalismus zu verstehen.

Hier kann ich bald einen anderen Zug unseres Volkstums anschließen, der nicht zum wenigsten zur Vertiefung der Frömmigkeit wie zur Bereicherung unserer Kultur beigetragen hat: Schon G. Freytag rühmt am Schlesier, daß er „poetischer als die meisten anderen Stämme“ sei, ja man wird nicht zu viel sagen, wenn man dem Schlesier ein lyrisches Temperament zuschreibt, er dichtet und singt gern. Wenn er seine Heiterkeit ausströmen läßt oder schweres Leid seine Seele drückt, verleiht ihm Gott die Gabe, im Reim zu sagen, was seine Seele jauchzend leicht oder ernst und schwer empfindet. So hat denn die schlesische evangelische Kirche eine Reihe weit über die Grenzen der Provinz anerkannter Kirchenliederdichter. Ich darf nur an den Köbener Pastor Johann Heermann, geb. 1585, erinnern. Fest steht er in seinem lutherischen Glauben, und doch ist er allem Doktrinären fern; denn leise schwingen mystische, dem Schlesier vertraute Töne mit. Ich erinnere an seine Passionslieder, „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ und „Jesu, deine tiefen Wunden“, sein mir leider zu selten gesungenes Osterlied „Frühmorgens, da die Sonn' aufgeht, mein Heiland Christus aufersteht“. Sein lutherisches Bewußtsein von der Nichtigkeit des Menschen vor Gott drückt sich in seinen Bußliedern aus. Von Opitz angeregt, vermeidet er bewußt „der Worte Zier und Kunst“ und zeichnet sich durch echte Volkstümlichkeit der Sprache aus. Alles Süßliche und Tändelnde liegt ihm ganz fern. Die ganze Schwere seiner vielen Schicksalschläge, die er erlitten vom Tod seiner Frau über Pestzeit, Kriegsplünderungen bis zur eigenen jahrzehntelangen Krankheit, prägt sich in seinen Liedern aus, mit denen er, wie selten einer, zu trösten verstand. Gemessen an seinen Vorgängern stand er als unerhört starke religiöse Persönlichkeit mit einziger Kraft frommen Gefühls da — schon den Übergang zum Barockmenschen verkörpernd. Mit seiner Frömmigkeit stand er mitten im Leben: ich weise nur hin auf sein bekanntes Lied „O Gott, du frommer Gott“ mit der schönen zweiten Strophe: „Gib, daß ich tu mit Fleiß —, was mir zu tun gebühret, — wozu mich dein Befehl — in meinem Stande führet. — Gib, daß ich's tue bald — zu der Zeit, da ich soll —, und wenn ich's tu, so gib —, daß es gerate wohl.“ Es geht ihm nicht um die Korrektheit von Glaubenssätzen, sondern um die rechte Lebensführung, um starke Lebensmeisterchaft, wobei gefühlsmäßige mystische Töne mitschwingen. Dabei weiß er meisterhaft persönlichste Töne anzuschlagen wie auch wieder das fromme Empfinden der ganzen Gemeinde dichterisch schön und gläubig tief zu formen; sicher ist er die „markanteste und fesselndste Gestalt“, wie er in der neuesten Schlesischen Literaturgeschichte von Heckel genannt wird.

Und neben Heermann stelle ich Andreas Gryphius, den ersten schlesischen Dichter von barocker Art. Höher als seine Werke steht seine ganze Persönlichkeit. Er war eine harte, knorrige Natur, ohne allzu starke Anlehnung an die Mystik fest in lutherischer Lehre. Weil ihm das Leben so hart mitgespielt hatte, trug er eine tiefe Sehnsucht nach verklärender Ewigkeit in sich. Er müßte nicht Schlesier sein, wenn nicht in der Lyrik seine Stärke läge. Gerade damals,

als die Zeit zum Typischen, Schematischen, Konventionellen drängte, gab er allen seinen Dichtungen eine stark persönliche Note und zeigte eine unerhört seelische Tiefe und Weite. Seine ernste Weltbetrachtung, die aber ausmündet in eine ewigkeitsweite Zukunftsschau, zeigt sein Lied: „Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden...“

Ein weiches, liebenswürdiges Gemüt ist Benjamin Schmolck (geb. 1672, Pastor in Schweidnitz). Bei ihm zeigten sich die an Heermann und Gryphius aufgewiesenen Schlesiereigenschaften in einer gewissen Verzerrung. Wenn Drechsler vom Schlesier sagt, daß er zu „träumerischer Gefühlsmeierei und Rührseligkeit“ neigt, so gilt das von Schmolck nicht zuletzt. Unter seinen 1200 Liedern ist viel Minderwertiges. Sein Bestes ist seine Wärme und Innerlichkeit, die oft zu verzückter Jesusliebe wird.

Von hier ist es nur ein verhältnismäßig kleiner Schritt, wenn wir zu dem Zug des Schlesiervolkes gehen, der allenthalben hervorgehoben wird, teils tadelnd, teils anerkennend: Man sagt, „der Schlesier berauscht sich leicht und oft“ (Schwenckfeld), „ist eifrig und sanguinisch“ (G. Freytag), „hat Neigung für Phantastisches“ (Weinhold), „er ist grübelnder Sinnierer“ (W. E. Peuckert). Besonders der Schlesier der Heide träumt in seinen Wäldern gern voll „Sehnsucht der Heimat, die im tiefsten nur ein Gleichnis der größeren Heimat ist, zu der wir mit ausgebreiteten Armen wandern“ (H. Chr. Kaergel). Darum ist es nicht zu verwundern, daß bis in die heutige Zeit unsere Provinz der Herd vieler Sekten geworden und geblieben ist. Und so war schon immer Schlesien die Heimat für schwärmerische und mystische Frömmigkeit, war Schlesien von jeher das Land, wo „die Neigung zum Sektierertum in Stadt und Land erheblich ist“, wie Fedor Sommer es auch weiß. Ich brauche nur zwei Namen zu nennen: Schwenckfeld und Jak. Böhme.

Schwenckfeld ging von Luther aus und hat immer seine Dankbarkeit Luther gegenüber bezeugt. Ihm war die Durchführung der Reformation in Liegnitz zu danken. Seine besondere Eigentümlichkeit aber ist sein Spiritualismus. Losgelöst von aller kirchlichen Sitte und jeder Gemeindeordnung, legte er alles Gewicht auf das „innere Licht“, die innere Erleuchtung in einseitiger Überspannung des Geistprinzips. An die deutsche Mystik, besonders an Tauler anknüpfend, hatte er wenig Verständnis für Gemeinschaft und geschichtliche Zusammenhänge; hier war er eine echte Schwärmernatur. Nicht in der Bibel wollte er Geist spüren, sondern der mit Geist erfüllte Mensch kommt zur Bibel: Dieser Mensch „muß das göttliche Licht zur Schrift, den Geist zum Buchstaben, die Wahrheit zum Bilde und den Meister zu seinem Werke bringen.“ Erst recht lehnte er Bekenntnisschriften und Sakramente ab — er kannte nur die innere Geistestaufe: Unvermittelt wirkt Gott, frei sich dem Menschen mitteilend. So war er mystischer Individualist — das mag seine Grenze sein. Das hat ihm viel Feindschaft eingebracht; Schlesien mußte er verlassen und starb nach einem ruhelosen Wanderleben 1561 in Ulm. Gewiß war er Individualist — aber auf der anderen Seite doch wieder einer von denen, die es uns sagen, daß zur Frömmigkeit persönlichste Überzeugung gehört, und daß bei aller Anerkennung des Wertes der Gemeinschaft, wofür unsere Zeit wieder neues Verständnis bekommt — hoffentlich auch in religiösen Dingen —, doch der einzelne seinen Weg zu Gott selbständig gehen muß. Gewiß war Schwenckfeld ein Schwärmer im extremsten Ausleben schlesischer Herzensauf-

Im Kurpark
Studie vom Glatzer Trachtenfest



Phot. Zwiener

wallung. Aber aufs ganze hatte seine mystische Einstellung ihn weder gegen eine unsittliche noch überhaupt gegen eine aktive Lebenshaltung gleichgültig gemacht; im Gegenteil, er steht vor uns als tief fromme, sympathische Persönlichkeit, die schlesische Art mit ihren Schwächen wie Vorzügen gelebt, die fern der Heimat gestorben, aber „ihren Namen in die Geschichte ihres Heimatlandes für immer eingegraben“ hat²⁰).

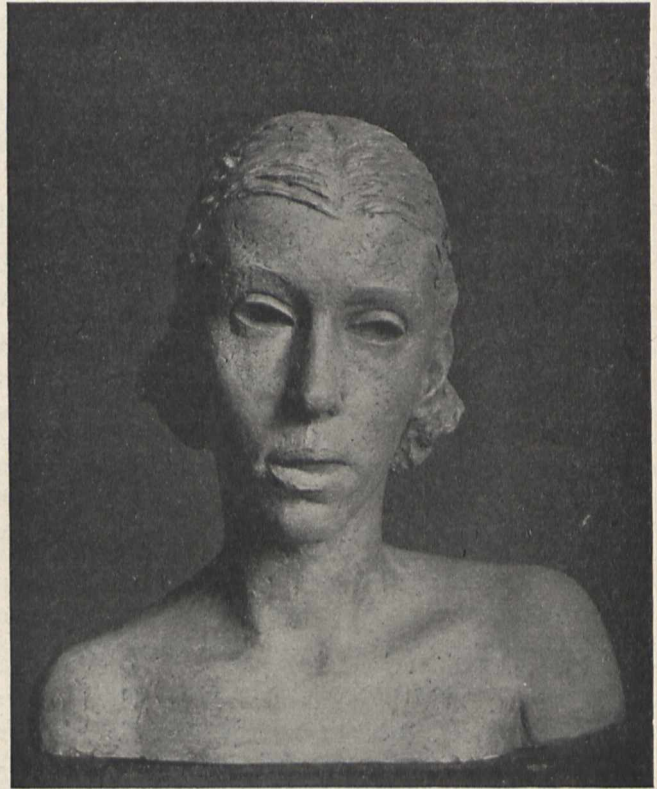
Wie in Schwenckfeld schon zur Zeit der Reformation, so zog die Mystik ihre Wellen in Schlesien später in dem Mann, der als erster Schlesier einen Weltruf hatte, in Jak. Böhme. Es ist gar nicht zu verkennen, daß in Schlesien und nicht zuletzt in der Heide, wo der Kiefernwald träumend sein Geheimnis wahrt, religiöse Inbrunst und Innigkeit, mystische Schau und Spekulation zu Hause sind. Von Schwenckfeld geht die Reihe bis zu Gerhart Hauptmann und Hermann Stehr. Hier bei uns Schlesiern hat Böhme seinen Boden. Philosophische Spekulation und religiöse Innerlichkeit, Wissenschaft und Dichtung begegnen uns in ihm in ungeschiedener Einheit. Die neueste Forschung hat wieder stärker als früher die Seite herausgearbeitet, wo er

²⁰) F. Arnold, Zeitschr. f. Gesch. Schle., Bd. 43, S. 239.

von Luther beeindruckt ist²¹⁾: er fühlte die tiefen Spannungen, in denen wir Menschen leben. Und Böhme litt darunter schwer. Die himmelstürmende Begeisterung der Mystik, in der der Mensch sich als Gott oder mit Gott hemmungslos eins fühlt, wich immer wieder der nüchternen Erkenntnis menschlicher Ohnmacht. Das bringt uns Böhme menschlich so nahe, und das stellt ihn ganz neben Luther. Auf der anderen Seite erlebte er in seinen Visionen Einheit mit der Gottheit und kam zu Erkenntnissen, die ihm als Gottesschau, Innenschau, Theosophie heilig waren. Mögen in seinen Schriften die Bilder und Gedanken wechseln und sich häufen, daß es einem schier flimmert, es ist alles nur ein Zeichen, wie Böhme mit dem tiefsten Weltensinn und Lebensgeheimnis gerungen hat, und durch alle oft schwärmerisch phantastische Sprache und Gedankenführung strahlt etwas von dem einen göttlichen Urgrunde, in dessen Licht der Mensch im „dunklen Drang“ doch „ins Helle“ strebt. Wie er das erlebte, wie stark seine mystische Ader, die schlesische sanguinische Schwärmerei, gewesen sein muß, verriet er uns, wenn er schrieb, daß ihn „das brennende Feuer öfters zu geschwind trieb, daß Hand und Feder ihm nacheilen mußte, da es gehet wie ein Platzregen.“ Eine heilige Gier nach Erkenntnis trieb ihn, er glaubte, daß ihm der Himmel offen stehe, und daß das, was er schrieb, vom heiligen Geist diktiert sei. So faßte ihn Zorn, wo er auf bloßes Historienwissen und Buchstabenglauben stieß: „Man hat es dahin gebracht, daß der Laie denkt, derselbe sei selig, wenn er nur an der Meinung hanget und dieselbe billigt... Um solche bildliche Meinungen zankt man so jämmerlich, daß aus den Kirchen anders nichts als eitel Zankhäuser ... gemacht worden sind.“ ... „Wenn ich gleich kein ander Buch hätte, als nur mein Buch, das ich selber bin, so hab ich Bücher genug... So ich Christi Geist habe, was darf ich dann mehr Bücher.“ Mochte der Pastor prim. Richter noch so gegen ihn wie ein unchristlicher Zelot toben, Böhme mied den Zank, schwieg; aber während er äußerlich eine Atempause hatte, reifte er innerlich, erlebte er immer wundervoller die Einigung mit Gott, schaute er immer stärker hinter aller Absonderung und Zerspaltung die Einheit, in allem Vergänglichen das „Gleichnis des ewigen Paradieses“, und lebte immer ernster nach seinem Lieblingswort: „Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Erdenstreit.“ So ist dieser schlesische Mystiker, dessen Schriften in Holland gedruckt werden mußten, ein echtes Kind seiner Heimat: ernst und streng gegen sich selbst, im Kampf mit den Hemmungen und Spannungen aller Erdenkinder selig genießend die Schauer tiefsten Wissens und sich freuend an grübelndem Sinnierertum. Erschütternd ist seine Sehnsucht nach Gott, erschütternd die Kraft seiner Dichtung, erschütternd, wie er aus der Enge seines Lebens in die Weite der Unendlichkeit sich reckte — erschütternd für uns, da wir darin ein Stück von uns selbst sehen!

Aber ist der Schlesier nur Schwärmer? Wie weit ist er Kämpfer, Held? Man spricht das dem Schlesier oft genug ab. Er sei dafür zu weich, ihm fehle bei aller schnellen Begeisterung die Ausdauer. Und vor mir stehen die Leidenszeiten der evangelischen Kirche auf. Als die evangelischen Adligen ihre Güter um ihres evangelischen Glaubens willen verloren haben, als Geistliche und Lehrer vertrieben, als zwei, vier, sechs und mehr Lichtensteiner Dragoner in Bürgerhäuser einquartiert wurden, als in Stabelwitz das Blutbad angerichtet wurde, weil die

²¹⁾ H. Bornkamm, Luther und Böhme, 1925.



Aus der Frühjahrsausstellung
der Berliner Akademie

evangelischen Bauern ihre Kirche mit Dreschflegeln, Heugabeln usw. zu verteidigen suchten, als Kirchen weggenommen und Städte zerstört worden waren — was ist das? Wenn man nicht vom Heldentum der Schlesier sprechen soll, dann muß man von Märtyrerkraft der Schlesier reden. Wenn Heldentum bedeutet, daß der Mensch auf sich selbst stehend eigene Kraft bekundet, so bedeutet Märtyrertum, daß Menschen nicht sich auf sich allein stellen, sondern in ihrer Standhaftigkeit Hinweis auf Verankerung in letzter Tiefe, in geheimnisvoller Kraftquelle sind, religiöse Intensität darstellen.

Und zur Märtyrerkraft kommt noch etwas anderes: Schlesien ist nicht nur das Land der träumenden Heide, nicht nur das Land der besinnlichen Berge mit dem Waldesrauschen, es ist auch das Land der Ackerbauebene, wo „sinnenfreudige, blutvolle Menschen geboren werden, die nüchtern und klar denken und handeln.“ Zu diesem Schlage gehört ein Schulmann wie Trozendorf; aufgewachsen in ländlichen Verhältnissen, brachte er Sinn für Arbeit, Frömmigkeit und Gemeinschaft mit. In seiner Schule ging er ganz auf, seine Schule war sein Haus. Für sie arbeitete er mit aller Hingabe, fünf Stunden Schlaf mußten ihm genügen.

Unter ihm ward Goldberg für Schlesien, was Wittenberg für Sachsen. Bei aller Echtheit seiner lutherischen Frömmigkeit blieb er ein Mann des praktischen Lebens. Daraus erwachsen auch seine Gedanken zur Schulreform. Er führte ja den ersten deutschen Versuch einer Schüler-selbstverwaltung durch — ein Gedanke, der der modernen Schule besonders nahe kommt.

Und sein Helferdienst sollte Erziehung zu sozialer Haltung und staatsbürgerlicher Bildung sein. Und neben ihn stelle ich Daniel von Czepko, 1605—1660. Er lebte gewiß von mystischen Ideen und war doch kein Mystiker, sondern ist nur als weltzugewandte durchaus aktive Natur zu begreifen. Er bildete sich an Gedanken Meister Eckeharts, der „deutschen Theologie“ und Valentin Weigels, er regte einen Angelus Silesius zu Gedanken bei seinem „Cherubinischen Wandersmann“ an und zog sich doch nicht vom Treiben der Welt zurück; er griff mit universaler Neigung die verschiedensten Berufe an, betätigte sich als Rechtsgelehrter, Landwirt, Mediziner, Beamter und Politiker, er organisierte Gesandtschaftsreisen und dergleichen mehr²²⁾. Wie Trotzendorf ist er ein lebendiger Beweis, daß der Schlesier aus aller Innigkeit und frommem Glauben der Welt gehört, in ungebrochener Kraft gestaltend ins Leben eingreift. Und dieser Zug zu praktischer Lebensweisheit und gesunder praktischer Art, der im Schlesier oft genug in Leidenszeiten geweckt worden ist, der uns auch bei Caspar Neumann, Heermann und selbst bei Böhme begegnet ist, kennzeichnet, trotz aller ja bekannten Schwierigkeiten, auch die gegenwärtige schlesische evangelische Kirchengeschichte. Nicht nur der allseitige Ausbau des evangelischen Wohlfahrtsdienstes, auch das Aufblühen der großen Diakonissen-Mutterhäuser, ferner die auf 6000 Mitglieder angewachsene, die Gemeinden aufrüttelnde Organisation der Frauenhilfe, eine vorbildliche kirchliche Siedlungsarbeit — ich erinnere an die Siedlungen Kant, Konradswaldau u. a. —, das alles und noch vieles andere zeigt, daß doch dem Schlesier Gemütsinnigkeit und praktische Arbeit eine Einheit sind, und daß gerade in schweren Zeiten der sonst leicht schwärmerische Schlesier das Gebot der Stunde erkennt und weiß, „daß das Evangelium Herzenssache und keine Gesetzeslehre ist, daß das äußerliche Bekenntnis und die innerliche Kraft oder Wahrheit des Evangeliums beieinander sein müssen“, um mit Fedor Sommer zu reden²³⁾.

Und wenn wir alles überblicken, kommen wir noch auf eine letzte schlesische Eigenart. Man hört vom Schlesier sagen, er ist „zweefach“ (Schremmer, Volkskunde), oder er ist „getuppelt“ (G. Hauptmann). Ist es nicht so? Neben Trotzendorf steht Schwenckfeld, also neben dem Mann praktischer Lebensarbeit der mystische Schwärmer. Im schlesischen Rationalismus steckt ein Stück Pietismus. Ein Hermeß²⁴⁾ predigt wie ein echter Rationalist, oft utilitaristisch und sich in Kleinigkeiten verlierend, und läßt sich doch für Spener und Francke begeistern und hat ein gut Stück pietistischer Art an sich. Ein Czepko wird früh vom Erlebnis des Todes gepackt, ist auch Mystiker und bleibt doch eine aktive, weltzugewandte Natur.

So ist die schlesische evangelische Kirchengeschichte nur aus dem schlesischen Volkstum zu verstehen, so gibt die schlesische Kirchengeschichte der Frage nach dem Volkstum farbenfrohe Antwort und ist Hinweis für die Einheit von „Glaube und Heimat“.

²²⁾ W. Milch, Daniel von Czepko, 1930.

²³⁾ In Schlesiervolk S. 39.

²⁴⁾ Georg Hoffmann, Timotheus Hermeß, Ein Lebensbild aus der evangelischen Kirche Schlesiens im Zeitalter der Aufklärung. Beigegeben dem Korrespondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens, Bd. XII, Heft 1, 1911.

Bildende Kunst

Die Kunstakademie

Die Breslauer Zeitung stellt am 1. Juli ihr Erscheinen ein. Eine rein politische Angelegenheit? Gewiß, insofern, als sie die augenblickliche Schwäche der liberalen Bewegung verrät. Mehr noch eine wirtschaftliche Frage, denn eine Zeitung macht sich ja weit stärker als durch ihre Abonnenten durch ihre Inserenten bezahlt. Aber es ist auch ein kultureller Notstand damit verknüpft, denn eine Zeitung gibt nicht nur ihren angestellten Redakteuren, sondern auch einer Anzahl freier Schriftsteller Gelegenheit zur Aussprache, und wenn diese Aussprache, wie es in der Breslauer Zeitung im allgemeinen geschah, einen frischen, gegenwartsbejahenden Charakter trug, so bedeutet ihr Fehlen in dieser Hinsicht einen entschiedenen Verlust. Hoffen wir, daß die „Neue Breslauer Zeitung“, die an die Stelle der alten tritt, den geistigen Strömungen der Jetztzeit in gleicher Weise gerecht wird.

Der verständnisvolle Kunstreferent der eingegangenen Zeitung, Herr Rudolf Hillebrand, hat dort vor kurzem einen Aufsatz unter dem Titel „Haben wir eine Kunstakademie?“ veröffentlicht. Er beklagt sich darin, daß man von der Akademie so wenig vernehme, daß sie keine Popularität besitze und damit — in einer Zeit der Einschränkungen und Ersparnisse — die Gefahr jener verhängnisvollen Frage heraufbeschwöre: „Brauchen wir eine Akademie?“

Darauf wäre freilich manches zu sagen. Was zunächst ihr Dasein im Verborgenen betrifft: ist die Tätigkeit dieser Schule wirklich so wenigen bekannt? In ganz Deutschland wird die Breslauer Akademie als eine der fortschrittlichsten des Reiches genannt; selbst das Ausland beschäftigt sich öfters mit ihr; erst vor kurzem hat der „Studio“, die bedeutendste englische Kunstzeitschrift, einen reich illustrierten Aufsatz über ihr Wirken gebracht. Ihre Künstler sind auf den wichtigsten Ausstellungen des In- und Auslandes zu finden: in diesem Jahre z. B. waren sie in Essen, in Prag, in Brüssel, in Zürich, in Amerika vertreten. Oder sollte gemeint sein, daß die Ausstellungsmöglichkeiten in Schlesien nicht genügend ausgenutzt werden? Auch das ist nicht der Fall. Erst im vorigen Jahre hatten die Lehrkräfte der Akademie eine umfassende Schau in den gesamten Räumlichkeiten des alten Generalkommandos, und an der gleichen Stelle fand man ein anderes Mal die sehr sorgfältig zusammengestellte Übersicht über die Arbeiten ihrer Schüler. In den Ausstellungen des Künstlerbundes sind die Lehrer der Akademie regelmäßig vertreten, wie sie

denn überhaupt keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um das Publikum über ihr Wirken aufzuklären. Das Museum der Bildenden Künste hat unter seinem fortschrittlich gestimmten Direktor Wiese erst neuerdings wieder eine Anzahl von ihren Werken erworben, so daß auch der Fremde über die wichtigsten Kräfte unter ihren Malern und Bildhauern orientiert wird. Und über die Provinzialhauptstadt hinaus sieht man diese Künstler in allen bedeutenden künstlerischen Veranstaltungen der Provinz; man bemerkte sie im vergangenen Jahre in Neusalz, wie man sie soeben in Görlitz antrifft und ihnen demnächst in Liegnitz begegnen wird. Überall ist es ihre vorwärtsweisende Gesinnung, die diesen Ausstellungen die besondere Frische gibt, überall vertreten sie die wichtige Mission, auch die vom Hauptstrom entfernt bleibenden Städte unserer Provinz mit den künstlerischen Zielen der Jetztzeit vertraut zu machen. Daß Prof. Schlemmer, der weitbekannte Bühnengestalter, um dessen Berufung sich seiner Zeit die Stadt Breslau selbst bemüht hat, nach kurzer Zeit des Wirkens an unserer städtischen Oper nicht mehr herangezogen wurde, ist gewiß nicht seine Schuld; hätte er wirklich, wie ihm Hillebrand rät, seine Neuerungen in homöopathischen Dosen verabreichen sollen, um ein pp. Publikum nicht zu erschrecken? Es gibt nun einmal künstlerische Wagnisse, bei denen nicht der Autor durchfällt, sondern das Publikum, und je entschiedener sie gemacht werden, um so eher lernt dieses Publikum, den neuen Prinzipien Gefolgschaft zu leisten.

Hillebrand vermißt eine Benachrichtigung der Zeitungen über die Nachfolge von Otto Müller und Alexander Kanoldt und schlägt für derlei Mitteilungen eine besondere Pressestelle vor. Darauf ist zu erwidern, daß diese Nachfolge bis heute nicht entschieden ist; sie wird sich übrigens nur auf eine neue Lehrkraft beschränken, da man aus Ersparnisgründen den Posten von Otto Müller nicht wieder besetzt. Und eine Pressestelle? Wenn sich die Universität seit kurzem eine solche Organisation leistet, so rechtfertigt sich das aus den fortwährenden Berufungen und Fortgängen. Demgegenüber ist eine Kunstakademie ein viel kleineres und stabileres Gebilde, das in personellen Dingen nur ganz selten Veränderungen erfährt. Wer als Schriftsteller der Akademie helfen will, stärker in die Öffentlichkeit zu dringen, der besuche ihre Betriebe, schreibe über ihre Ausstellungen oder ihre einzelnen Künstler — ich habe es oft bedauert, daß in Breslau der Kreis jene

Kunstschriftsteller so klein ist, der sich über gegenwärtige Dinge zu äußern vermag. Gewiß würde dann das Echo, das den Künstlern unserer Akademie von der Stätte ihres Wirkens entgegenschallt, vernehmlicher klingen.

Wenn die Akademie solcher einführenden Vermittlung ganz besonders bedarf, so liegt das daran, daß eine Anzahl ihrer Lehrkräfte künstlerisch eine Sprache spricht, die von den meisten immer noch wie ein Buch mit sieben Siegeln betrachtet und daher in ihrem Werte bezweifelt wird.

Diese von der Natur sich lösende, mit den Wirkungsmitteln der Form und der Farbe frei — wie die Musik mit ihren Klängen — schaltende Kunstweise muß allenthalben um das Verständnis einer breiteren Betrachterschicht kämpfen. Aber es läßt sich schon heute übersehen, daß sie gerade die besten Kräfte nicht nur in Deutschland, sondern ebenso in Frankreich an sich gezogen hat. Und diese Anziehungskraft ist noch immer im Wachsen; erst vor kurzem konnte man es anlässlich der Berliner Carl-Hofer-Ausstellung staunend erleben, wie auch dieser Künstler in den Bannkreis des Kubismus gezogen ward. Nun wird über die Bedeutung dieser ganzen Kunstrichtung erst die Zukunft ein gerechtes Urteil zu fällen vermögen. Aber täten darum jene Künstler besser, dem bewährten Alten anzuhaften? Zeigen nicht Beispiele genug, daß ein solches Festhalten ohne inneres Müssen immer nur blutlose Leistungen hervorzubringen vermag? In diesem Falle brauchte man wirklich das

Urteil der Zukunft nicht abzuwarten; man wüßte schon heut mit aller Bestimmtheit, daß es negativ ausfallen wird. Wichtiger als die Stimme des Publikums ist die Stimme, die in dem Künstler selber spricht; ihr hat er Folge zu leisten, gleichviel ob ihm daraus eine Popularität erwachse oder nicht.

Wenn, von dieser künstlerischen Sprache abgesehen, das Verständnis für manche an unserer Akademie tätigen Künstler erschwert wird, so sind diese insofern nicht ganz unbeteiligt daran, als sie in ihrer Persönlichkeit eine überaus selbstbewußte, ja sogar schroffe Haltung zutage treten lassen, die von einer Annäherung an sie — und durch sie an ihre Kunst — eher abschreckt, als zu ihr einlädt. Nun ist diese Selbstbetonung aus dem Geist unserer kunstfremden Zeit durchaus zu verstehen; je weniger natürliche Schätzung dem Künstler entgegengebracht wird, um so mehr sucht er den Ersatz dafür in einer Eigenwertung seiner Kunst, die sich von der Meinung der anderen unabhängig zu halten sucht. Aber die Wirkung ist jedenfalls nicht günstig und es wird also auch von dieser Seite etwas getan werden müssen, um die Kunstakademie im Boden der Heimat fester verwurzeln zu lassen. Die Hauptarbeit aber hat der Betrachter zu leisten. Denn er braucht letzten Endes nicht die Persönlichkeit des Künstlers, sondern nur sein Werk; ihm soll er sich immer wieder nähern, um es zu verstehen, um es lieb zu gewinnen. Dann wird die Frage nach der Popularität oder gar die nach der Berechtigung der Akademie in ein Nichts zerfallen.

Franz Landsberger.

Ausstellungen im Kunstgewerbemuseum

Die Eröffnung der im vorigen Heft angekündigten Plakat-Ausstellung mußte wegen der Kollektivschau der plastischen und zeichnerischen Arbeiten Professor Hugo Lederers, Berlin, auf Ende Juni verschoben werden und findet nun den Monat Juli über statt.

Der Ausstellungsraum im oberen Stockwerk beherbergt Arbeiten des neuen Leiters der keramischen Fachklasse an der städtischen Handwerker- und Kunstbewerbeschule J. Ferdin und eine Gedächtnis-Ausstellung von Leonhard Posch, dessen Todestag sich am 1. Juli zum hundertsten Male jährt. Der aus Rosenheim in Bayern berufene Keramiker Ferdin zeigt mit seiner Klasse keramische Arbeiten, die sich im wesentlichen auf das Gebrauchsgefäß beschränken. In dieser Beschränkung liegt Absicht, da Ferdin der berechtigten Ansicht huldigt, daß sich allein schon im Gefäß der gesamte technisch-formale und geistig-künstlerische Gehalt keramischen Schaffens ausdrücken läßt. Seine Arbeiten sind in Form und Glasur von schlichter Schönheit. Sie haben etwas von der Vollkommenheit früher persischer Fayence.

Wenn gerade das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer Leonhard Posch, der ja seiner Herkunft nach nicht Schlesier ist — „ein Tyroler Bub“, wie er von sich selbst sagte — mit einer kleinen Gedächtnis-Ausstellung ehrt, so geschieht das deshalb zu Recht, da seine Arbeiten für die Gleiwitzer und Berliner Eisenhütte dem preußischen Eisenkunstguß besonderen Nimbus geben. 1804, als 54jähriger also, war er nach Preußen gekommen, und er brachte ein sehr bestimmt geprägtes Heimatserbe Wiener Leichtigkeit in das kühlere Preußen mit, von dem die bezaubernden Bildnisplaketten Zeugnis ablegen. Insbesondere sei hier auf die Plaketten der Familie des Fürsten Radziwill hingewiesen. Seine zahlreichen Eisenplaketten nach den Berühmtheiten seiner Zeit, auch Napoleon und Goethe haben ihm gesessen, schließen sich zu einem reizvollen „Porträtalbum in Eisen“ zusammen, das auch heute noch der Beschauer, der Interesse am Gesicht einer vergangenen Zeit hat, mit freudigem Genuß betrachten wird.

Dr. E. Sch—r.

650 Jahre Warmbrunn

Sommer-Ausstellung im „Hausfließ“-Gebäude in Warmbrunn.

Anlässlich der 650-Jahr-Feier des Bades beherbergt der „Hausfließ“, der sich unter der Leitung Dr. Grundmanns immer erfreulicher zu einem „Heimatismuseum in Wechselausstellungen“ entwickelt, eine sehr reizvolle kleine Ausstellung, die der Geschichte, der Kultur und Kunst dieses erinnerungsreichsten und ehrwürdigsten Ortes unter den schlesischen Bädern gilt. Die übersichtlich und sehr geschmackvoll aufgebaute kleine Schau behandelt u. a.: das Ortsbild (Pläne von 1664 (!), 1750, 1850), die Bäder und die der Badegeselligkeit dienenden Bauten bis zu den ausgezeichneten Bäderneubauten unserer Tage (Modelle und Pläne des Architekten Steinmetz); Kloster, Kirchen und Schloß an Hand bisher zum Teil unbekannter Pläne aus dem Schaffgotschschen Archiv, die den Bauzustand seit der Renaissance uns überliefert haben. Besonderes Interesse erregen die Abteilungen: „Wie der Badegast in Warmbrunn wohnte“, „Dichter,

Künstler und Gelehrte in Warmbrunn“ (darunter Opitz, Goethe, E. Th. A. Hoffmann, Körner, Holtei, C. D. Friedrich) ferner eine Sammlung der gesamten medizinischen Literatur über die Heilkraft der warmen Quellen. Eine Zusammenstellung des Warmbrunner Kunstfließes (eine herrliche Sammlung geschnittener Gläser seit dem 18. Jahrhundert) und der Andenkenindustrie vervollständigt das Bild. Dr. E. Sch—r.

Porzellan-Ausstellung in Gleiwitz

Die Ausstellung der Staatlichen Porzellan-Manufaktur Berlin, die im Monat Mai im Breslauer Schloßmuseum gezeigt wurde, befindet sich zur Zeit in Oberschlesien. Sie wurde am 21. Juni im Oberschlesischen Museum in Gleiwitz eröffnet und dauert bis 19. Juli. Die Ausstellung zeigt die Erzeugnisse der Manufaktur von der friderizianischen Zeit an über die klassizistische Periode bis zum neuzeitlichen Gebrauchsporzellan.

Berliner Sommerausstellungen

Otto Müller — Oskar Schlemmer — Schlesische Firmen auf der Deutschen Bauausstellung 1931.

Die Berliner Nationalgalerie veranstaltet eine Sonderschau zur Ehrung Otto Müllers, die im wesentlichen ein kleiner Auszug aus der Breslauer Gesamtausstellung ist. Es entrollt sich dasselbe Bild der zarten Mädchenbilder, stillen Landschaften usw. Hier seien nur einige Stücke besonders genannt, die in Breslau nicht gezeigt worden sind. Da gibt es zunächst eines der schönen, ersten Selbstporträts aus den letzten Jahren, dieses im Besitz der Stadt Berlin. Das ernste Antlitz steht vor leuchtend rotem Grund, dessen Licht durch symmetrische schwarze Schattenstriche gedämpft wird. Dann ein Frühwerk „Mädchen auf Ruhebett“. In großartig ornamentaler Lage ist sie hingestreckt. Durch Aufteilung der Bildfläche in wenige große Farbzüge wird eine überaus starke dekorative Wirkung erzielt. Schwarzes Haar und schwarze Strümpfe, blauweißes Gewand, das liegt so hingeeordnet über den Hauptflächen, der grünen Tapete, dem hellen Lager und dem hellrosa Teppich. — Dazu kommen einige Bilder aus dem Nachlaß. Ein Mädchen mit Masken, dann zwei Fassungen einer „Sitzenden im Schilf“, die eine nur angelegt, noch ohne Farben, die andere farbig skizziert, auch unvollendet. Ein zweiter Kopf ist hineingemalt. Hier kann man so recht den Schaffensprozeß studieren und die Unruhe von Müllers lebhaftem Temperament erkennen. Ferner ist da eine ‚Badende am Ufer‘, auch nicht vollendet, und eine schöne Flußlandschaft mit roten Dächern. Aus einem Saal mit farbigen Zeichnungen, der die Übersicht vervollständigt, sie hier das schöne Blatt in Wasserfarben „Zwei Badende am Ufer“, das auch noch nicht ausgestellt war, genannt. Im wesentlichen schlesischen Künstlern ist das vierte Heft der Zeitschrift „Museum

der Gegenwart“ gewidmet, die die Nationalgalerie in Verbindung mit anderen Museen herausgibt. E. Wiese handelt über Otto Müller, O. Schlemmer veröffentlicht einen Artikel „Zu meinen Wandbildern für das Museum Folkwang in Essen“, beide mit Abbildungen. Die schöne Ausstattung dieser Hefte läßt jeden Artikel zu einer Ehrung für den abgehandelten Künstler werden. Die von Bruno Paul zusammengestellte kleine Abteilung „Bildende Kunst und Baukunst“ auf der Deutschen Bauausstellung zeigt die Anwendungsmöglichkeiten von Malerei und Plastik im modernen Bau. Das Hauptwerk dieser interessanten Schau ist ein großes Wandbild von Oskar Schlemmer. Im wesentlichen schließt die Komposition direkt an die Werke an, die anlässlich der Ausstellung bei Flechtheim im Februarheft der Schlesischen Monatshefte besprochen wurden. Wunderbar klar stilisierte Knabenfiguren sind in oder um eine hellblaue Kreisfläche orientiert. Durch leichte Wendung der Stellungen wird Raum und Bewegung hervorgerufen. Die Großzügigkeit der Körperstilierungen sorgt für höchste ornamentale Wirkung. Eine Profilfigur, die in zwei dicht aneinander geschobene Linien eingeschlossen ist, bildet links den pointierten Abschluß. Von rechts blickt ein übergroßes Antlitz, zu reinster Flächenformel stilisiert, herein, und löst den Eindruck unendlicher Weite aus. Dadurch, daß nur die Kreisgruppe farbig gehalten ist, wird hier eine starke Tiefenwirkung erzielt. — Außerdem ist Schlesien nur noch durch eine keramische Wandplatte „Springende Pferde“ von Renée Sintenis vertreten, die in gewohnter Anmut das zarte Spiel der jungen Tiere zeigt. Auf einem Rundgang durch die weitgedehnte Anlage der Bauausstellung fallen allerlei schlesische Firmen

Aus der Berliner Bauausstellung



Holzhaus in Blockhausbauweise

Entwurf: Architekt
B. D. A. Hans Zimmermann,
Stuttgart. Ausführung:
Christoph & Unmack A.-G.,
Niesky OL.

auf, die oft mit besten Leistungen aufwarten können. Die Architekten Fritz und Paul Roder, Breslau, zeigen in der Abteilung des Bundes Deutscher Architekten einen interessanten Gutshof, den sie in Schlesien erbaut haben. Im „Ländlichen Siedlungsbau“ haben sie außerdem das Weidewirtschaftsgehöft errichtet, in dem die tägliche Arbeit durch möglichst kurze Wege rationalisiert ist. Die preußische Staatshochbauverwaltung stellt zwei schlesische Bauten aus: Einzelzimmer und Buchhalterei der Kasse (in Originalgröße) des Regierungsdienstgebäudes Oppeln und den Seminarraum (Originalgröße) der Pädagogischen Akademie, Breslau, wobei besonders die mustergültige doppelgeschossige Fensterlösung auffällt. Von beiden Gebäuden wird auch das Modell gezeigt. Sehr interessant sind die schönen Scheiben aus Opaxitglas der Spiegelglasmanufaktur Carl Tielsch G. m. b. H., Altwasser i. Schl. und die anderen schönen Glasplatten der Neuen Glasindustrie G. m. b. H., Weißwasser OL. W. Thust, Groß Kunzendorf (Kreis Neisse) ist an der Marmorplattenschau beteiligt. Wohl am meisten bietet die Firma Christoph u. Unmack, Niesky OL., die mit schönen Modellen ausgeführter Holzbauten wie Großendestation und Ahlbecker Kinderheim, vertreten ist (siehe Abb). Sie zeigt ferner Holzdachstühle, ein Wochenendhaus und ein Normholzhaus. Sehr interessant sind ihre schalldichten und feuersicheren „Lignatplatten“, die sicher in kommenden Bauten vielfache Verwendung finden werden. — Den Klinkerboden und einen Teil der Wände in Halle IV haben die Zeipauer Dachstein- u. Braunkohlenwerke A. G., Hausdorf (Kr. Sagan) geliefert, deren Produkt hier allgemein besonders gelobt wird. Die Tschöpelner

Werke A. G., Neu Tschöpel, Post Braunsdorf OL., stellen ihre porösen Steine aus. Richard Raupach G. m. b. H., Görlitz, zeigt den praktischen Viellochziegel und den Zellenziegel, außerdem eine Tonnenlagerziegelpresse mit Stufenzylinder im Betrieb. Beuchelt u. Co., Grünberg i. Schl. führen in Modell und Photos ihre Stahlkonstruktionen vor. Das Pilsnitzer Ziegelwerk, Breslau-Pilsnitz, stellt geformte Ziegel aus. W. Hegenscheidt A. G., Ratibor OS., zeigt Fenster und Türbeschläge sowie Kugellageringe. Carl Sprang Breslau-Carlowitz, führt neuartige Türen und Fenster vor. Die Vereinigten Schlesischen Granitwerke G. m. b. H., Breslau, stellen verschiedene Granitsorten aus ihren Lagern aus, die im Straßenbau und als Werkstein Verwendung finden. Im Freigelände haben sie eine schöne Granitstraße angelegt. Dobermann u. Co., G. m. b. H., Breslau, das Verkaufsbüro der Gewerkschaft Evelingsglück, zeigt schlesischen weißen Marmor für Terrazzo und Kunststein in Rohmaterial und Fertigfabrikaten, teils von anderen Breslauer Firmen hergestellt. Auf dem Freigelände hat das Basaltwerk Rabishau G. m. b. H., Hirschberg, seine Materialien in der verschiedensten Verarbeitung zu einem hübschen Garten angeordnet. Smoschewer, u. Co., Straßenwalzen- u. Lokomotivenfabrik, Breslau stellt eine Gruppe ihrer Motormaschinen aus. Am „Ländlichen Siedlungsbau“ sind neben Christoph u. Unmack u. a. auch die Kodersdorfer Werke, vorm. A. Dannenberg, Kunnersdorf (OL.) beteiligt. Auf dem Friedhof finden sich Grabmäler, die von Kumpf, Löbach (Oberschles.), W. Thust, Gr. Kunzendorf, und Herbert Vahsen, Halbendorf b. Köblitz (OL.) angefertigt sind.

Max Goering.

Musik

Ergebnisse

Am Ende der Spielzeit kommt es nicht mehr darauf an, Einzeldarbietungen zu besprechen. Es gilt Geist und System zu betrachten. Das Musikleben wird heute von zentral stehenden Kräften beherrscht, die sich wieder den Mächten des Wirtschaftslebens unterordnen. Diese Tatsache scheint die Verantwortlichkeit der Persönlichkeiten auszuschalten oder wenigstens abzuschwächen. In Wirklichkeit ist sie dadurch gesteigert worden. Die Ablehnung der Kritik mit der Begründung: Unter den gegenwärtigen Verhältnissen geht es nicht anders, ist Ausflucht. Der Kritik sind die Grenzen des Möglichen bekannt. Sie bewegt sich mit ihren An- und Einsprüchen innerhalb dieser Grenzen. Überschreiten würde Unfruchtbarkeit zur Folge haben. Von den leitenden Persönlichkeiten ist zu verlangen, daß sie die im öffentlichen Musikleben bestehenden, von ihnen vertretenen und durchgeführten Praktiken auf ihre Grundlagen hin prüfen. Wir sehen Systeme wirksam, die ihre Entstehung Verhältnissen, die heute nicht mehr gültig sind, verdanken. Bürokratismus und Mangel an Elastizität verhindern ihre Aufhebung.

An der Spitze unserer beiden größten musikalischen Kunstinstitute steht der Intendant. Wie die Kompetenzfrage geregelt ist, ist der Öffentlichkeit nicht bekannt. Sie weiß nur, daß er mit einem Verwaltungsrat zu arbeiten hat und daß er von einem behördlicherseits zu genehmigenden Etat abhängig ist. Für den wirtschaftlichen Betrieb ist er also nur bedingt, für den künstlerischen in vollem Maße verantwortlich. An Hand der Kassenrapporte kann er nachweisen, daß die abgelaufene Opernspielzeit erfolgreich war. Besucherzahl und Einnahmen entsprachen den Erwartungen, zeigten dem Vorjahr gegenüber eine Steigerung. Ist sie durch zu weitgehende Konzessionen an den Tagesgeschmack erreicht worden? Eine Frage, die durch kritische Stimmen mit ja beantwortet wird, die man aber ebensogut verneinen kann. Die üble Frisur einiger Operetten entspricht nämlich keineswegs dem Geschmack des Publikums, wenigstens nicht dem Geschmack des Breslauer Publikums. Durch die Besucherorganisationen sind dem Theater Hörer zugeführt worden, denen das meiste, was ihnen geboten wird, neu ist. Sie gehören nicht zum Snob, der in den Originalen Überständiges und Rückständiges sieht. Es wird alles dankbar aufgenommen, was amüsant ist, was gut klingt, was nett aussieht und was flott gespielt wird. Die Bearbeitungen sind weltstädtisches, meist Berliner, Gewächs, sind Verwässerung. Dieses System braucht eine Opernbühne wie die unsrige nicht nachzuahmen. Hier ist der Nährboden für den Erfolg ein anderer wie in Berlin, er ist gesünder. Außerdem ist hier die Übertüchtung

der Risse und Kahlheiten durch das Blendwerk der Ausstattung unmöglich. Also los von der kümmerlichen Nachahmung eines kunst- und bodenfremden Systems.

Die jüngste Opernproduktion wird von der Intendanz in ausreichendem Maße berücksichtigt. Hier darf man auch von selbständigen Planmaßnahmen sprechen. Es gibt Uraufführungen — man hält sich also nicht bloß an Marktnotierungen — und ist in der Anlehnung an das Novitätenrepertoire anderer Opernhäuser vorsichtig. Es ist wirklich nicht nötig, neue Opern, die anderwärts Skandalszenen hervorgerufen haben, auch bei uns zu bringen, um auszuprobieren, wie groß der Skandal in Breslau sein wird. Meist handelt es sich da um Werke, die am Anfang einer stilistischen Umstellung liegen. Natürlich müssen diese problematischen Angelegenheiten irgendwo vor das Publikum, vor die Fachkritik gebracht werden. Aber nicht überall; keinesfalls dort, wo das Personal sowieso überanstrengt ist, wo also das Studium die Kräfte für andre Aufgaben lahmlegen würde. In bezug auf Neuaufführungen soll der Intendant seinen Grundsätzen treu bleiben. Er wird selten genug Schätze ausgraben. Die Produktion ist dürftig.

Bei der Aufstellung des Spielplans für unser Studio, für die „Junge Bühne“, ist ein systematischer Fehler begangen worden. Man hat am Beginn der Spielzeit das Programm für alle geplanten Aufführungen fertiggestellt und ist Verpflichtungen den Verlagen gegenüber eingegangen. Bei einem Studio hat man aber die Wirkung der Aufführungen abzuwarten. Ein Studio verlangt aktives Publikum. Die Hörer sollen mitgestalten, mitarbeiten, mitbestimmen. Nicht in dem Sinne, daß sie ausschlaggebend sind, daß sie die Bühnenleitung hemmen oder einengen. Aber das Urteil der Hörer soll für die Studioarbeit richtungsbestimmend sein, ebenso wie das Urteil der mitwirkenden Künstler. Dadurch unterscheidet sich das Studio vom normalen Theaterbetriebe.

Die Repertoirevorstellungen waren von unterschiedlicher Güte. Man wird sagen: das ist überall so und das ist nicht anders zu machen. Doch ist es anders zu machen. Und man kann es anders machen, wenn man repertoirsichere Kräfte in genügender Zahl hat. Unser Stadttheater hat sie nicht. Es muß zum Teil junge Leute engagieren, weil sie billig sind, und diese Leute kann man nicht, auch wenn sie noch so begabt sind, mit wenigen Proben in tragenden Partien herausstellen. Man soll nicht annehmen, daß die Unebenheiten und Unzulänglichkeiten solcher gebrochener Aufführungen nur von den erfahrenen und kritischen Besuchern bemerkt werden. Sie wirken auf den naiven Zuhörer geradezu irreführend. Er erhält von

dem Werke ein schiefes, unklares Bild, sein Interesse wird vom Wesentlichen abgedrängt; unbefriedigt verläßt er das Haus, ohne den Grund zu kennen. Für die Oper eine gefährliche Sache. Abhilfe schafft eine Beschränkung der Neuaufführungen, damit Zeit für die Vorbereitung aller Vorstellungen bleibt. An mangelhaft vorbereiteten Aufführungen haben auch die Künstler keine Freude, und einem außerordentlich angestremgtem Personal die Arbeitsfreude zu erhalten, ist nicht die letzte Pflicht des Intendanten.

Die Philharmonie. Man kann nur sagen, daß sie unter dem organisatorischen Prinzip leidet, und daß man von einem künstlerischen System kaum sprechen darf. Das organisatorische Prinzip, seinerzeit unter dem Druck wirtschaftlicher Notwendigkeiten und ungünstig wirkender personeller Einflüsse geschaffen, zwingt zu bedenklichen Dispositionen. Da ein Abbau von Musikern durchgeführt werden mußte, ist das Orchester für seine vielseitigen Aufgaben zu schwach. Das Opernorchester ist ohne Stabilität, ist also überhaupt kein Klangkörper. Etwas stetiger ist das Konzertorchester. Der einzelne Musiker wird unerhört angespannt und steht doch nicht immer an der richtigen Stelle. Wenn trotzdem das Niveau der Orchesterleistungen nicht gesunken ist, so ist das ein Zeichen von außerordentlicher Arbeitsenergie, Verträge verhindern zur Zeit eine Änderung der Organisation. In Zukunft wird man sie nicht umgehen können. Viel wäre schon geholfen, wenn die Zahl der Orchestermitglieder wieder auf die ursprünglich vorgesehene Höhe gebracht werden könnte. Es wird möglich, wenn sich der Aufgabenkreis der Philharmonie erweitert (durch Vermehrung einträglicher Provinzkonzerte). Dann lassen sich wenigstens die Gruppen — Oper, Konzert — besser auseinander halten. Dem Gesamtprogramm der Konzerte liegt ein ökonomischer, aber kein künstlerischer Plan zugrunde. Für die sehr spärliche Pflege von Neuheiten — die im Konzertsaal weit ergiebiger und dankbarer ist als in der Oper — läßt sich eine Erklärung finden oder wenigstens vermuten. Man hat seitens der Verleger und der Urheberorganisationen die Kosten für Neuaufführungen auf eine beinahe kulturfeindliche Höhe gebracht. Das ist die Ursache, weshalb in Solistenkonzerten fast gar keine neuen Kompositionen zu hören sind. Der private Künstler bringt einfach die Tantiemen nicht mehr auf. Folglich musiziert er mit freien Werken, zum Schaden der Produktion. Die größeren Konzertunternehmungen, dazu gehört die Philharmonie, können sich die Abgaben durch Pauschalverträge erträglich gestalten, aber vielleicht ist die Belastung immer noch zu groß. Eine kräftige Aktion gegen die überspannte Tantiemenwirtschaft, die sich gegenwärtig unsozial und unkünstlerisch auswirkt, ist von Nöten. Aber, wenn man auch von neuer und neuester Musik ganz ab-

sehen müßte, ließe sich ein fesselndes Gesamtprogramm zusammenstellen. Es müßte die Unterschrift des Intendanten tragen. Ist die Hand des Theatermannes sicher genug, um sie unter den Plan des Konzertinstitutes setzen zu können? Der Rat der drei Kapellmeister. Wie weit reicht sein Einfluß? Welche Persönlichkeit kommt mit ihren Forderungen am besten durch? Die interessantesten Programme brachten die Volkskonzerte unter Behr. Ob sie trotzdem für Volkskonzerte immer richtig angelegt sind, ist eine andere Sache. Für ihre Struktur ist jedenfalls der Intendant, nicht der Kapellmeister verantwortlich. Angesichts der sinkenden Besuchsziffer sollte man nicht bloß auf die schlechten Zeiten schimpfen, sondern einen guten Teil der Schuld in der Anlage der Veranstaltungen suchen. Über Lerts Programme könnte man die Überschrift setzen: „Ich will gefallen, ich mache dankbare Musik“. Schön! Da sie Lert besonders gut macht, konnte man mit dem Prinzip bisher einverstanden sein. Lert kämpft in Breslau nicht mehr um seine Position. Jetzt gilt es, die Persönlichkeit im Organismus des hiesigen Kunstlebens aufgehen zu lassen. Darum muß versucht werden, für die nächste Spielzeit Arbeitspläne zu entwerfen, deren Ausmaße, Stofflichkeit und Durchführung den Willen zu einer organischen Musikpflege im Konzertsaal bekunden. In den Gesamtplan ist die Tätigkeit der Singakademie einzubeziehen, aber so, daß ihre Bestrebungen nicht abgedrosselt werden, sonst kann es geschehen, daß das Institut die Aktivität verliert, und es glaubte doch, sie durch die Aufgabe der Selbständigkeit verstärken zu können. Noch ist keine Müdigkeit eingetreten. Die Chorkonzerte unter Dohrns Leitung waren voller Spannung, von nachhaltiger Wirkung. Aber die Verstimmung ist da. Der Intendant kann sie beseitigen. Unter den Solistenkonzerten gibt es jetzt zwei Typen: die noch einigermaßen rentablen Abende der Prominenten von großem Format und die Werbungskonzerte der Privatmusiklehrer, die sich ab und zu ins Schaufenster stellen müssen, damit Name und Leistungen von der Öffentlichkeit nicht vergessen werden. Man empfängt an diesen Abenden oft sehr angenehme Eindrücke, und für das Publikum sind sie aufschlußreicher als Diplome und Prüfungszeugnisse. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob man diese Werbungskonzerte nicht in Kollektivunternehmungen umwandeln könnte, etwa als Veranstaltungen der Berufsorganisation. Eine sehr bedenkliche Sache. Es müßte eine Jury eingesetzt werden, die über die Zulassung zu den Konzerten entscheidet. Würden sich die zahlreichen qualitativ sehr verschieden gearteten Mitglieder der Organisation dem Spruche unterwerfen? Kaum. Es gäbe sofort Sezessionen. Programme solcher Veranstaltungen sind ganz unvorstellbar. Also überlasse

man die Werbungskonzerte der Privatinitiative. Will man sie unterstützen, so bemühe man sich um Herabsetzung der Saalmieten und der Reklamekosten und werbe seitens der Organisation für die Konzerte. Die Zahl der Chor- und Kirchenkonzerte ist ebenfalls zurückgegangen. Auf diesen Gebieten der Musikpflege wird man sich sachlich und formal umstellen müssen. Das Kirchenkonzert im Stile der letzten Jahrzehnte — das Nummernkonzert — ist eine subjektive Äußerungsform, die zur inneren Haltung der Gemeinden nicht mehr stimmt. Der Kirchenbesucher will Feier, nicht Vorführung; er will sich betätigen, nicht nur hören. Darum ist der unter einem Andachtsgedanken stehende liturgische Gottesdienst für die heutige Zeit das Gegebene. Hier liegen Bedürfnis und Befriedigungsmöglichkeit klar zutage. Schwieriger sind die Veranstalter von Chorkonzerten zu beraten. Da die Aufführungen von größeren ge-

schlossenen Werken — Oratorien, Kantaten, Chorsymphonien — bis in die letzte Zeit hinein beifällig aufgenommen wurden, sollte man an Stelle der bunten Programme derartige Werke häufiger bringen. Es fehlt allerdings an a-cappella-Werken großen Formats, und ein Orchester kann sich bei den gegenwärtig geltenden Preisen kein Verein mehr leisten. Als wir noch ein Schlesisches Landesorchester hatten, wurde an die Bewilligung staatlicher Beihilfe die Bedingung geknüpft, daß das Orchester den Chorvereinen zum Selbstkostenpreise zur Verfügung gestellt wird. Das war ein kulturelles Prinzip, jetzt herrscht das geschäftliche.

Die Ergebnisse der Spielzeit sind keineswegs mager oder unerfreulich, wenn sie auch nicht alle berechtigten Erwartungen erfüllten. Wichtig ist, daß man aus der Bilanz die notwendigen Lehren zieht, um klar und bewußt Künftiges vorbereiten zu können. *Rudolf Bilke.*

Theater

Schauspiel

Die Veränderung des Ensembles unserer Breslauer Vereinigten Theater wird für die kommende Spielzeit besonders einschneidend und umfassend. Eine Anzahl erster Mitglieder sah wohl in der wachsenden wirtschaftlichen Unsicherheit unserer Kunstpflege im Osten einen Grund, sich rechtzeitig nach aussichtsreicheren Wegen umzusehen. Es ist bitter, daß wir schon nach einem Jahre die aus künstlerischen und sozialen Gründen bedeutsame Einführung des ganzjährigen Vertrages aufgeben müssen und mit der Rückkehr zum neunmonatlichen Engagement — überdies noch vielfach bei verringerten Bezügen — die Konsistenz des Ensembles über längere Zeiträume preisgeben. Denn nun wird es wieder wie früher sehr schwer, bedeutende Kräfte für mehrere Jahre festzuhalten. Gewiß: ein Blutwechsel ist nötig. Er fördert die lebendige Entwicklung einer Bühne, die immer neue darstellerische Begabungen braucht, um schöpferisch zu sein. Solange dieser Wechsel sich auf gleicher Ranghöhe halten kann, wird man ihn begrüßen; wenn aber wie jetzt infolge der geringeren materiellen Leistungsfähigkeit des Instituts die Gefahr besteht, daß abgehenden ersten Kräften vielleicht nicht mehr gleichwertige folgen werden, dann ist dieser Blutwechsel alles andere denn ein Gewinn. Aber es bleibt zu hoffen, daß die glückliche Hand Barnays, der in diesen zehn Jahren aus der Fülle der Unentdeckten manche köstliche Begabung geholt hat, auch die wirtschaftlich engeren Bindungen durch gute Wahl unter dem Nachwuchs ausgleicht. Das Gesicht unserer Bühne muß seine besonderen Züge bewahren oder erneuern: Das allein hat sie aus der „Provinz“ weit hinausgehoben zu einer im ganzen Reiche beachteten Pflegestätte der Schauspielkunst. Es ist in den letzten Jahren wiederholt möglich ge-

wesen, durch eine glückliche Entdeckung diesem Gesicht unserer Bühne eigene Prägung zu geben. Käthe Gold war ein solcher, auch in der heutigen talentreichen Zeit ganz seltener Fall. Die Entwicklung dieser jungen Darstellerin auf unserem Boden rückschauend noch einmal abzugrenzen, ist jetzt die Zeit gekommen, da wir sie nach München verlieren.

Käthe Gold kam zu uns durch einen jener Zufälle, die im Theaterleben so oft zu ungeahnten Entscheidungen führen. Ihr Gatte, der Operntenor Willi Frey, war von Turnau an das Stadttheater verpflichtet. Sie selbst, an einer kleinen westdeutschen Bühne unerkannt und falsch eingesetzt, suchte in Barnays Ensemble Richtung und Reife. Es gehört zu seinen besten Taten, wie er diese reiche Begabung in die ihrer Natur gemäße Bahn lenkte. Im März 1928 sahen wir sie zum ersten Male in der Gedächtnisaufführung von Ibsens „Wildente“ als Hedwig: sogleich der ganz bestimmte Eindruck einer schauspielerischen Einmaligkeit. Es war bezeichnend, wie ihr Wesen für die verängstigte, zerbrechende Kindesseele den unmittelbaren Ausdruck fand, der aber zugleich alles Krankhafte von der Gestalt fernhielt. So blieb Käthe Gold auch als darstellender weiblicher Typ auf eindeutiger Linie: das Urwüchsige, Gesunde wird bei ihr nie robust, das Wunde und Leidvolle nie pathologisch. Ihre frauliche Art hat immer gleichzeitig eine kraftvolle und eine Fülle zarter Wurzeln. Vier Wochen später standen wir vor einem Rätsel. Diese zweifellos ungewöhnlich begabte, aber sprachlich und technisch noch am Anfang stehende Schauspielerin spielte ein Gretchen, wie es zur Zeit auf der deutschen Bühne ganz selten war und ist. Die Kunst trat ganz hinter die Natur, die Darstellung war Existenz: wirklich tönte hier die Grundmelodie des

Weiblichen auf, wirklich und unbewußt schien die Gestalt durch alle Erlebnisse hindurchzureifen von ahnungsvollem Blühen bis zum Schmerzensschrei des ganzen Körpers. Es war die Offenbarung einer wesenhaften darstellerischen Kunst, wie sie nur in Abständen aus dem Boden steigt; so wesenhaft, daß es kaum bemerkt wurde, wie intensiv damals an jenem Studium doch auch gearbeitet wurde.

Die Vergleiche waren schnell zur Stelle. Vergleiche mit lebenden deutschen Schauspielerinnen, Einordnungen und Gradbestimmungen. Sie waren wie immer unzulänglich, und gerade darin, daß diese Begabung nicht auf einen bestimmten Typ festzulegen war, bestand ihre Einmaligkeit. In der Freude über jenen schönen Gewinn unserer Bühne vergaß man aber eines: man hatte Frau Gold am Anfang ihrer bewußten Entwicklung gleich die größte Aufgabe anvertraut, die das deutsche Drama geben kann. Nach Inhalt und Form war dieser Erfolg kaum noch zu steigern. Und in der Tat litt die ganze seitherige Arbeit dieser Schauspielerin etwas unter dem stofflichen Gewicht jener Erstlingstat. Der Spielplan und seine vielartigen Rücksichten forderte bald eine breitere Beschäftigung des neuen Lieblings der Theaterbesucher auch im Unterhaltungsstück und im anspruchslosen Schwank. Das hatte gleich im Fodorschen Lustspiel „Arm wie eine Kirchenmaus“ zu einem ungewöhnlichen Serienerfolg geführt, legte aber dann die für Wertvolleres bestimmte Begabung oft auf Bahnen fest, die ein systematisches Wachstum an edlem Stoffe verzögerten. Das ist jetzt deutlicher zu erkennen beim Rückblick auf die nicht viel mehr als zwanzig Darstellungen in den dreieinhalb Jahren, unter denen die Aufgaben der großen Dichtung in der Minderzahl sind. Dem Gretchen folgten in verwandtem darstellerischen Bezirk erst in diesem Jahre die Emilia und Luise, eine zweite Linie entwickelten ihre Kätchen, Johanna und Hannele: charakteristisch in der eigenen und unnachahmlichen Fassung des Übergangs von Wirklichkeit zum Übersinnlichen. Die fast nachtwandlerische Sicherheit des Glaubens und die leuchtende Gefühlsklarheit ihres Kätchen von Heilbronn kehrte in ihrer Johanna wieder und hob ihr Hannele über die Fieberphantasie hinaus ins Überwirkliche, das bei ihr noch immer unmittelbar mit der Erde verbunden bleibt. Sie ist

als Kätchen nicht verträumt, sondern scherisch; als Johanna nicht besessen, sondern hingegeben; als Hannele nicht krank, sondern körperbefreit. Jene ungelernete Sicherheit in schwebenden Stimmungen befähigt sie in den konstruktiven Lessingschen Gestalten zu einer glücklichen Verbindung von Gefühl und Verstand und damit zu der hier so seltenen Verlebendigung. Auf der Intensivierung des Gefühls ruhen auch ihre eigenartigen Gestaltungen im Bereich neuer, psychologisch absonderlicher Dichtungen: die Catherine in Kaisers „Oktobertag“, die Braut in Raynals „Grabmal“, die Freundin in Leonhard Franks „Karl und Anna“. Käthe Gold gibt nirgends den abseitigen Fall; sie findet die Grundrisse auch der scheinbar unwirklichsten Charaktere irgendwie im Natürlichen; Gegebenen, Erdnahen.

Verwandlung ist auch im Lustspiel viel weniger ihr darstellerisches Ziel als Entfaltung. Wir entsinnen uns noch ihrer von aller absichtsvollen Drolerie fernen Rosalinde in „Wie es Euch gefällt“. Die Reihe der weiteren Rollen heiterer Gattung gab noch manchen köstlichen Beweis, wie reich ihre unverstellte Natur — hier gewiß auch ihr unaufdringliches Wienertum — ist, um auf jede komische Technik verzichten zu können. Die Tony in „Vater sein dagegen sehr“, die Abigail in Scribes „Ein Glas Wasser“ — immer lebt nicht die gemachte Lustigkeit, sondern die in tausend Verlegenheiten geratende Draufgängerin. Mit dieser ungespielten Befreiung wesensechten Humors brachte Frau Gold selbst Minderwertiges wie „Roxy“ zu nachhaltender Wirkung.

Ihre Wendla in „Frühlings Erwachen“ ist nirgends einzureihen. Sie ist zwischen Gretchen und Hannele ein Fragment, ein Wegstück, aber ein in sich vollendetes, am schönsten in der Szene morgens im Garten: wieder in jener beglückenden Unmittelbarkeit der Empfindung, die allen Gestalten dieser Schauspielerin eigen ist. Das sozial Anklägerische, im Sinne der Zeitdramatik Absichtsvolle und Tendenziöse ist ihr wohl fern, nicht zu ihrem Schaden. Als sie dann zuletzt als Nora auf unserer Bühne stand, wurde der Weg in eine bisher völlig unausgeschöpfte Begabungsrichtung sichtbar. Er zeigte, wieviel wir mit dieser Darstellerin nach München schicken. Ihre Zukunft für die deutsche Bühne ist nichts als eine Frage der Führung und des Einsatzes. *Hans Hermann Adler.*

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Gute und böse Konzentrationsfolgen

Im Verlauf der Wirtschaftskrise macht sich, nachdem zunächst im Kampf um den Absatz zahlreiche Übereinkünfte der Produzenten sich lockerten, wieder ein stärkerer Hang zur gebundenen Wirtschaft geltend. Nicht nur Kartelle — besonders soweit sie sich auf Produktionsregelungen beziehen — leben wieder auf, auch eine ganze Reihe besitzmäßiger Zu-

sammenschlüsse kommen in immer stärkerem Maße zustande gerade auch da, wo man sich besonders lange Zeit gegen eine Aufgabe der Selbständigkeit wehrte.

In Brüssel haben sich die europäischen Zinkproduzenten, nachdem ihr Kartell in die Brüche gegangen war, grundsätzlich wieder auf einen Zusammenschluß geeinigt mit dem Vorbehalt allerdings, daß es gelingt,

die überseeischen Lieferanten zu einer Regulierung ihrer Zufuhren zu veranlassen. Diese Tatsache ist von unmittelbarem Einfluß auf die oberschlesische Zinkindustrie, die bekanntlich in den Händen der Breslauer Bergwerksgesellschaft Georg von Giesche's Erben für Deutsch-Oberschlesien, der Kattowitzer Giesche-Gesellschaft, d.h. heute der amerikanischen Anaconda-gruppe und der Schlesischen A.-G. für Bergbau- und Zinkhüttenbetrieb Lipine im polnischen Gebiet liegt. Alle diese Gesellschaften haben für das letzte Jahr erhebliche Verluste ausgewiesen. Sie haben insbesondere ihre in den letzten Jahren sehr groß ausgebauten und zum Teil auf den Elektrolysebetrieb umgestellten Verhüttungsbetriebe in keiner Weise ausnützen können, abgesehen davon, daß der Preis für ihr in eigenen Gruben gewonnenes Zink heute noch nicht die Hälfte der Vorkriegshöhe erreicht. Durch die neue Kartellierung hofft man, ihn einigermaßen stabilisieren zu können und dadurch wieder eine etwas größere Sicherheit in der Kalkulation zu erhalten. Damit wäre schon recht viel gewonnen, denn gerade die Unmöglichkeit, auch nur auf kürzere Fristen zu disponieren, ist ja das besonders Enervierende der Krise und von den ungünstigsten Folgen nicht zuletzt für die Arbeiterschaft, der keinerlei Sicherheiten der Beschäftigung gegeben sind.

Eine andere verschärfte Kartellierung macht sich in Schlesien erheblich ungünstiger bemerkbar. Die neuen Maßnahmen zur Produktionseinschränkung und -konzentration des Schraubensyndikats sollen die Stilllegung des Breslauer Archimedeswerkes zur Folge haben, in dem zuletzt noch über fünfhundert Arbeiter und Angestellte tätig waren. Archimedes, daß früher hundertprozentig im Besitz von Linke-Hofmann war, hat sich vor einiger Zeit mit zwei sächsischen Schraubefabriken fusioniert. Auf sie soll nun auch der auf Grund der neuen Syndikatsbestimmungen reduzierte Produktionsanteil aus Breslau übertragen werden. Die Stadt Breslau hätte ein Mittel in der Hand, diesen für die letzten Jahre durchaus typischen Abwanderungsprozeß schlesischer Produktionsstätten nach Mitteldeutschland zu inhibieren, wenn sie nämlich die Majoritätsbesitzerin von Archimedes, also die Linke-Hofmann-Busch-Werke A.-G. zur Erfüllung des zwischen ihr und der Stadt vor mehreren Jahren abgeschlossenen Anleihevertrages zwingen würde, in dem ausdrücklich eine Arbeitermindestzahl von Linke-Hofmann garantiert wurde, die jetzt unterschritten werden soll. Es ist charakteristisch für die Zwangslage, in der sich heute viele Gemeinden und insbesondere die Stadt Breslau befinden, daß ihr dies nur sehr schwer möglich sein wird. Eine Zurückziehung des 9 Millionenkredites der Stadt an Linke-Hofmann würde von dem Unternehmen, wie aus der Verwaltung verlautet, mit einem Konkursantrag beantwortet werden. Und dann könnte die Breslauer

Arbeitslosenziffer noch ganz erheblich mehr als um die fünfhundert Archimedesarbeiter steigen. Immerhin muß es fraglich erscheinen, ob diese Drohung von Linke-Hofmann wirklich wahr gemacht würde, und sie sollte die Stadt nicht abhalten, sehr energisch vorzugehen. Denn schließlich ist der Ostwaggontrust auch heute noch einigermaßen finanzkräftig und da, wo irgend ein öffentlicher Einfluß besteht, kann nicht heftig genug gegen die zunehmende industrielle Verödung Schlesiens Front gemacht werden. Im schlesischen Interesse durchaus zu begrüßen ist die endlich beginnende Konzentration der Leinenindustrie, wie sie der Zusammenschluß von Kramsta in Freiburg mit Methner u. Frahne in Landeshut zeigt. Seit Jahren sind bekanntlich hier Verhandlungen hin und hergegangen, die aber immer wieder in erster Linie an persönlichen Schwierigkeiten scheiterten. Die Not hat schließlich zur Einigung geführt, die hoffentlich nur ein Anfang ist. Denn man ist sich schon lange Zeit darüber klar, daß die Vereinfachung der Produktion im Wege der Zusammenlegung der Betriebe, der Verringerung der unendlich großen Zahl von Mustern, der Einschränkung der übergroßen Lagerhaltung die Voraussetzung überhaupt für eine Gesundung der Leinenindustrie ist, die nun einmal in dem großen Umfang und der vielfachen Verzweigung heute nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Auf anderen Gebieten der Textilindustrie, wie z. B. der Zwirnfabrikation, ist man ja schon im vorigen Jahr den Weg der Konzentration gegangen. Hier hat Gruschwitz die Majorität der Duncans-Leinenindustrie A.-G. erworben und deren Leinenzwirnfabrikation nach Neusalz verlegt, ebenso wie die der I. G. Lassmann u. Söhne G. m. b. H., die vollständig im Besitz von Gruschwitz ist. Außerdem wurde von der Breslauer I. Schwerin u. Söhne A.-G. die Leinenzwirnfabrikation erworben. Da wir einmal bei der Konzentrationsbewegung sind, seien hier auch die Verhandlungen registriert, die in der oberschlesischen Eisenindustrie zwischen den Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerken Gleiwitz, dem Borsigwerk und den Hüttenbetrieben der Preußag in Oberschlesien in den letzten Wochen wieder ernsthafter geführt worden sind. Nach der Vereinigung von Obereisen, Oberbedarf und Donnersmarkhütte ist bekanntlich nur das Borsigwerk außerhalb der allgemeinen Konzentration geblieben. Es liegt nahe, daß es in den einheitlichen oberschlesischen Eisekonzern eines Tages mit einbezogen wird. Nur die Form, in der das geschehen soll, scheint noch nicht gefunden. In gewissem Maße sind die darauf gerichteten Bestrebungen dadurch erleichtert worden, daß das Gesamtkapital von Oberhütten seit dem Frühjahr bei Oberbedarf liegt, also die Mitteldeutschen Stahlwerke (die nominal fünfzehn Millionen Aktien von Linke-Hofmann übernommen hatten, wo sie



1. Kilim aus der Manufaktur „Lad“

Entwurf Julja Grodecka

zunächst aus der Übernahme der früher Caro-Hegenscheidt gehörenden Oberschlesischen Eisenindustrie lagen), als Teilhaber ausgeschieden sind. Allerdings ist die Finanzierungsfrage für das Geschäft bis jetzt noch nicht gelöst. Borsig ist mit der Übernahme von Oberhütten-Aktien kaum gedient, und Barmittel stehen dem Konzern zurzeit recht wenig zur Verfügung. Verhandlungen über eine Einbeziehung des staatlichen Hüttenwerkes Malapane in den Gleiwitzer Konzern sind nicht mehr neuesten Datums, wenn sie auch erst jetzt in größere Öffentlichkeit gedrungen sind. Malapane hat wohl die technisch beste Fabrikationsanlage und insbesondere die einzige Elektro-Stahlfabrikation Oberschlesiens, während die Anlagen von Oberhütten zum Teil wenig modern sind.

Rein produktionspolitisch liegt die Aufstellung eines Gesamt-Fabrikationsprogramms für sämtliche ober-

schlesische Hütten, zu denen neben Malapane noch das staatliche Zawadskiwerk gehört, nahe. Eine andere Frage ist es, ob sich der Staat seines unmittelbaren Einflusses auf die Produktion entäußern soll. Mittelbar hat ja Preußen zusammen mit dem Reich auch bei Oberhütten auf Grund des bei der Fusion gegebenen 36-Millionenkredits einiges zu sagen. Man kann es trotzdem verstehen, wenn die Arbeiterschaft den Konzentrationsplänen zwischen Preußag und Oberhütten sehr ablehnend gegenüber steht. Denn als erste Folge ihrer Durchführung würde vermutlich im Wege der Rationalisierung das Fabrikationsprogramm beschnitten werden. Doch wird das auf lange Sicht vielleicht doch die einzige Möglichkeit für ein Mitteldeutschland und dem Westen gegenüber konkurrenzfähiges Bestehen der ober-schlesischen Hüttenbetriebe sein.

Darge.

Bücher

Alfred Kuhn. Die polnische Kunst von 1800 bis zur Gegenwart. (Mit 150 Abbildungen) Klinkhardt und Biermann, Berlin 1930.

Die Frage nach dem Kunstschaffen eines Volkes enthält Gesichtspunkte mannigfacher Art, die einzeln beantwortet werden wollen: Wie spricht sich die Stammeseigenart in der bewußten oder unbewußten Auswahl des Sujets und weiterhin in der geographisch oder ethnographisch bedingten Typik des Dargestellten aus? Was hat das betreffende Volk an positiven künstlerischen Leistungen hervorgebracht, in welchen Gebieten, durch welche Persönlichkeiten hat es sich ausgesprochen? Und neben solchen Erwägungen äußerer Tatsachen schließlich eine Wendung zum eigentlich künstlerischen Gehalt: wie schaut das Volk seine Innen- und Umwelt, wie verleiht es dem Erschauten Gestalt?

Die Wahl des Sujets ist für die polnische Kunst in

besonderem Maße charakteristisch. In vorliegendem Buche tritt das Schaffen von Generationen polnischer Künstler des letzten Jahrhunderts auf, die in ihrem Wirken die Aufgabe sahen, die nationale Ideologie in bildnerische Form zu fassen. Diese Anschauung wird aus den allgemeinen Schicksalswegen des Landes begreiflich, aus dem Verlust seiner staatlichen Existenz nach der Teilung Polens im Jahre 1795, aus der Sehnsucht nach seinem Wiedererstehen. Szenen romantischer und späterhin realistischer Richtung aus alt-polnischem Leben mit seinen Bauernhochzeiten, Reitergeplänkeln, Pferdemarkten und historischen Kriegsdarstellungen und endlich aus dem zeitgenössischen polnischen Landleben wechseln ab mit national-symbolischen Darstellungen. Der eigenartige slavische Menschentypus, die Buntheit der polnischen Trachten, das weite schneebedeckte Landschaftsbild dienen als Motive. Die Kunst Polens ist seinen westlichen Nachbarn

**2. St. Wyspiański:
Bauernmädchen (Pastell)**



wenig bekannt. Es ist darum ein Verdienst des Autors, zum ersten Male auch den nichtpolnischen Leser in diesen Kunstkreis eingeführt zu haben. Das Ursprüngliche lebt in der ungebrochenen Tradition der Bauernkunst. Holzschnitzereien, Keramik, Papierschnitte entstehen. Das Können gipfelt in der Wirkerei, insbesondere im polnischen Kilim. (Abb. 1) Hier liegen Anregungen für das moderne polnische Kunstgewerbe. Westliche Einflüsse nähren die Entwicklung der Baukunst, der Plastik, der Malerei. Die Malerei wird zum reich vertretenen Kunstzweig. Sein Eigenstes findet der Pole in der Linienkunst, in der Graphik, am deutlichsten im Holzschnitt und übernimmt somit wieder das Erbe seines Volkes. Ein weiter Kreis von Künstlerpersönlichkeiten war und ist jetzt noch am Werk. Mit Aleksander Orłowski (1777—1832) setzt die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts ein. Namen wie Josef Chelmonski (1850—1914), Julian Falat (1853—1929), Leon Wyczolkowski (geb. 1852) ragen während der Herrschaft der realistisch-impressionistischen Malerei hervor, Stanisław Wyspiański (1869—1907) mag die Kunst des „Jungen Polens“ repräsentieren (Abb. 2), Władysław Sco-

czyłaś, Eugenjusz Zak und Zofja Stryjenska sprechen für die polnische Kunst der Gegenwart. Die Fülle des Geschaffenen wird vom Autor an Hand eines reichen Abbildungsmaterials veranschaulicht, das einzelne charakterisiert und in Zusammenhänge eingefügt. Durch die Vielheit der Erscheinungen hindurch klingt immer wieder der Grundton des polnischen Kunststils: das malerische Sehen, die Tendenz zur ornamentalen Auflösung des Gegenstandes, zur Überspinnung der Bildfläche, das Erleben der Linie als eines Ausdrucks ringender Gefühlskräfte, getragen von schwerblütigen Visionen.

Kuhns Betrachtungen der polnischen Kunst bedeuten kein isoliertes Herausarbeiten des Nur-Polnischen. Vielmehr wird der Autor seiner Aufgabe gerecht, die Kunst jenes Landes zu schildern, das seiner geographischen, geschichtlichen, kulturellen Lage nach die Brücke zum Westen bildet. So zeigt sich diese Kunst eng verknüpft mit der allgemein-europäischen Entwicklung und darf auch aus diesem Grunde das Interesse seiner westlichen Nachbarn beanspruchen. Von diesen westlichen Nachbarn ist Schlesien einer der nächsten.

Dr. Lydia Baruchsen

Aus dem Görlitzer Kulturleben

Wir sind keine übersättigte Großstadt. Ein Ereignis wie unser Musikfest — es war das 21. — darf sich auswirken. Wir sind immer noch etwas freudbenommen und stolz. Waren wir nicht ein paar Schläge lang das Herz Schlesiens? Waren nicht gar die Besten Deutschlands hier versammelt? Neben Georg Dohrn Wilhelm Furtwängler; neben Albert Fischer, dem Sänger, Edwin Fischer, der das Beethovenische Es-dur Konzerts spielte — all die nachhallende Freudescheint heutvielen aus dieser Quelle zustammen!

Und Anny Quistorp, Frieda Dierolf und wie die Helfer alle hießen. Karl Marx — sein A-Moll-Konzert für zwei Violinen und Orchester vertrat das jüngste Schaffen im Programm — war leider nicht selber gekommen, wie man gehofft hatte. Nun, man hielt sich an Furtwängler schadlos. Das Brandenburgische Konzert Nr. 3, obwohl es den Eingang bildete, darf natürlich nicht zu einem bloßen stimmungsschaffenden Anlauf degradiert werden. Es war für die Bachfreunde sogar die nicht mehr zu überbietende Höhe des Festes. Aber über

Schumann (4. Symphonie), Marx, Strawinsky, Rich. Wagner, die den ersten Festtag bestritten, ging es doch wohl, über das Verdische Requiem hinweg, bis zum Beethovenabend bergauf. Kurz vorher, am Sonnabend, ein leises Nachlassen der Spannung: das Orchester brauchte einen Ruhetag, und wir andern waren auch nicht böse, daß man zur Abwechslung mal in die Peterkirche zum Orgelkonzert gehen oder — wem das Programm dort (mit auffällig wenig Bach) nicht verlockend genug war — mit ein bißchen Muße die Kunstausstellung besichtigen konnte; abends Kammermusik mit dem schon erwähnten Mozart und einem Schubertschen Oktett. Und dann der Sonntag! Erst ein gewaltiges Sursum corda, die Egmont-Ouvertüre. Jetzt, schon hoch oben, voll männlich stolzen Triumphes, Edwin Fischer und das Es-Dur-Konzert, jetzt die Chorphantasie mit ihrer merkwürdigen Mischung von Orchester, Klavier und Chören und endlich der klare Gipfel: die Fünfte!

Wie das Musikfestprogramm auch dem modernsten Schaffen sich öffnen wollte und Strawinsky und Marx einfügte, so wollten auch die Veranstalter der Kunstausstellung in der Gedenkhalle Proben von modernster Bildgestaltung zeigen und luden den Künstlerbund „Schlesien“ ein, eine kleine, aber für das heutige Schaffen der Provinz recht bezeichnende Bilderauswahl nach Görlitz zu schicken. Die Beteiligung von Mense, Moll, Molzahn, Schlemmer, Kanoldt, Bednorz sichert der Ausstellung, die etwa bis Mitte Juli stehen wird, eine ungewöhnliche Beachtung. Wir zeigen damit in Görlitz zum 1. Male eine in hohem Maße entnaturalisierte Kunst. Eine Überraschung ist Moll, von dessen Absage an Matisse wir nichts wußten, und dessen Versuche in der Richtung Picasso oder Braque wir nun hier haben: eine Komposition mit großer Figur und zwei Stilleben. Neben den Mollschen, übrigens auch neben den ganz anders vorgehenden Abstraktionen Menses, sind die Molzahnschen Phantasien anziehend durch die Konsequenz, mit der die Flächenhaftigkeit erstrebt wird. Erreicht allerdings nur in der „Konstellation“. Im Kopf „J M“ und in „Femina III“ bleiben trotz aller energischen Flächenrhythmik Überschneidungen und Formbegrenzungen, die naturalistische und dreidimensional binden und also hemmen. Trotzdem haben sie etwas über alles Verstandesmäßige hinaus Fesselndes, man ahnt in ihnen Bildornamente in kultivierten Fabrikräumen, im Sprechzimmer des Direktors, im Instruktionssaal. Das Schwingen von Rädern, die Bewegung zweckgeformter Metallplatten klingt an. Zu Mense in wenig Worten Stellung zu nehmen ist angesichts der unterschiedlichen Versuche, die er uns geschickt hat, sehr schwer. Raffiniert naïv; farbig immer bestechend. Die Lithographie „Rabbiner mit Tochter“, nach dem älteren Gemälde, glaube ich, ist einem doch das Liebste. Von Schlemmer sind nur zwei kleinere

Kompositionen da, die aber seine besondere kräftige Farbe und seine vereinfachende und immer stark rhythmisierende Form- und Aufteilungskraft wohl ahnen lassen; bald ist's die große Ruhe, bald das Schwingende, das gefällt. Was er als Monumentalmaler bedeutet, wird aus den beiden Proben nicht deutlich. Kanoldt ist mit 6 Lithographien vertreten, darunter ein selten gewordenes Blatt: San Gimignano.

Dieser Bericht soll aber keine ausführliche Besprechung werden. Als Görlitzer Bericht muß aber das eine festgestellt werden, daß die einheimischen Künstler sich als Ganzes durchaus neben den Breslauern behaupten. Vielleicht darf man Rhaue und Wüsten besonders nennen; den ersten, weil er mit seinen unermüdlichen keramischen Versuchen schöne Erfolge hatte, den zweiten, weil seine Kupferstichillustrationen zu Aquis submersus von meisterlicher, vielseitiger Beherrschung seiner Mittel und reifem Geschmack zeugen.

Daß wir noch einmal um die Schließung des Theaters herumgekommen sind, hat wohl die Zeitung überall gemeldet. Augenblicklich ist nur festzustellen, daß die Kulturvereine, die sich unter der Führung der Literarischen Gesellschaft in den kritischen Tagen zusammenschlossen, um das Unglück zu verhindern, ihren Notbund immer noch nicht zu dem Tugendbund ausbauen, der einmal kommen muß, wenn wir in den nächsten Wintern nicht an Überproduktion erstickten wollen. Vorträge und Konzerte jedenfalls sind kaum noch zu überblicken. Die eine Aufgabe hätte der Notbund wenigstens noch übernehmen sollen: nicht eher auseinander zu gehen, bis er die Zusage eines gediegenen Winterspielplans 1931/32 durchgesetzt hätte.

Zu den kulturellen Vereinigungen ist seit einigen Jahren schon die Gesellschaft für antike Kultur getreten. In guter Erinnerung sind ihre Oktober- und Novemberveranstaltungen 1930: Dr. Paul Mühsam sprach die Verteidigungsrede des Sokrates in eigener Übertragung und Professor Tuerschmann-Leipzig König Ödipus. Auch der großangelegte Vortragsplan der Literarischen Gesellschaft (sechs Abende „Deutsches Mittelalter“, vier „Jugend“, zwei „Tierdichtung“, fünf „Theater, Film, Funk“, vier „Arbeiterdichtung“) hatte seine Höhepunkte: mit Dr. Hans Naumann, der über Walther von der Vogelweide, und Dr. Wagner-Dresden, der über Nietzsche als den Entdecker des Unbewußten sprach. Karl Bröger stellte sich persönlich vor. Eben ist der neue Plan (31/32) fertig geworden und verspricht drei große Themen für den Herbst („Die Frau“, „Junge Dichter“, „Stimmen der Zeitgenossen“) und drei für das Goethevierteljahr („Das 18. Jahrhundert“, „Goethe und sein Zeitalter“, „Deutsche Romantik“). Karin Michaelis, Edwin Erich Dwinger, Gerhard Pohl, Univ.-Prof. Dr. Siegmund Schultze haben für den Herbst schon zugesagt. Die wichtigsten Goethevorträge sollen Karl Viëtor-Gießen und Houben-Berlin halten. *Walter Dittmann.*

JUGEND UND HEIMAT



Phot. K. Schwierskott

Aufnahme von
der Wanderfahrt

Im vorigen Sommer unternahm die gehobene Klasse 1 der Sanderschule (evang. Volksschule Nr. 6) in Breslau eine große Wanderfahrt an die Ostsee, vor allem nach Binz. Die eindrucksvollen Erlebnisse dieser Fahrt wurden von den TeilnehmerInnen in einem dicken, durch Zeichnungen und Photos geschmückten Wanderbuch niedergelegt. Ihm entnehmen wir die nachfolgende Schilderung, die uns wegen ihres sozialen Mitfühlens besonders gefallen hat. Die Schriftleitung.

EINDRUCK VON BINZ

Hotel reiht sich an Hotel, Logierhaus an Logierhaus. Ob es in Binz ein Haus gibt, das keine Fremden aufnimmt? Ich glaube kaum. Ganz Binz ist ein einziges großes Hotel, ein großes, luxuriös eingerichtetes Logierhaus. Und am Fuße dieses Riesenhotels reiht sich Strandkorb an Strandkorb. Überall sind laute, lustige Menschen in teuren Strand- und Badeanzügen. Alles atmet Reichtum und Luxus. „Not kennt man hier nicht“, sagte uns jemand. „Not kennt man hier nicht.“ Treffender könnte Binz wohl nicht gekennzeichnet werden.

Und wir kommen dorthin, aus Breslau, der Stadt der meisten Arbeitslosen, einer Stadt mit Mietskasernen und engen Straßen, aus einer Umgebung, in der wir täglich Not und Elend sehen. Muß da nicht in jedem der Wunsch aufwachsen, auch einmal „keine Not zu kennen“, einmal nicht zu wissen, was Not ist? Muß nicht in jedem neben der großen Freude auch ein

leiser Schmerz aufkeimen, wenn er an seine Eltern denkt?

So wunderbar das alles war, das Meer, der Sand, der Wald, die helle, warme Sonne, so dankbar ich war, daß ich das alles sehen konnte, ganz froh konnte ich nicht werden. Immer und immer wieder mußte ich an meine Mutter denken, wie sie Jahr um Jahr dauernd nur arbeitet, wie sie Sorge über Sorge auf sich nehmen muß und sich niemals auch nur eine Woche in dem warmen, weichen Sande des Meeres ausruhen kann. Und immer wieder drängte sich mir der dumpfe Gedanke auf, daß das alles nur eine Scheinwelt sei, daß die Wirklichkeit nichts mit diesem sorglosen, bunten Treiben zu tun habe. Es war wie ein Erwachen, wie eine Rückkehr in die Wirklichkeit, als ich in Saßnitz schmutzige Fischerkähne, rußige Arbeiter und rauchende Fabriken sah. Das war Wirklichkeit, das war Arbeit, das war Wahrheit.

Erika Kutzsche.

Schlesisches Himmelreich

Zerstretheit

Holländer-Anekdoten.

Felix Holländer, so erzählt das „Neue Berliner 12-Uhr-Blatt“, war besonders populär durch seine Zerstretheit. Unzählige Anekdoten aus der Epoche, da er der nächste Mitarbeiter Max Reinhardts war, rankten sich um seinen Namen.

Eines Tages, es war noch in der Vorkriegszeit, stürzte er ins Büro und rief: „Sofort bei Felix Holländer anrufen, er soll auf die Probe kommen.“

Ein anderes Mal, am Tage der Schlacht von Tannenberg, probte Holländer im Deutschen Theater. Es war ein heißer Vormittag. Die Türen des Zuschauerraums standen offen und das Glockenläuten sämtlicher Berliner Kirchen, das des Sieges wegen angeordnet war, ertönte. „Inspizient“, rief Holländer, „das ist großartig. Das Glockenläuten behalten wir bei.“

Vier Wochen später hielt er eine Probe in den Kammerspielen ab. Moissi, der in der damals neben den Kammerspielen gelegenen Einkaufsabteilung zu tun hatte und von einer Probe im Deutschen Theater kam — er hatte bei der Holländerprobe gar nichts zu tun — wollte sich den Weg abkürzen und ging mit ganz leisen, behutsamen Schritten im Hintergrund der Kammerspielbühne vorbei. Als er die Bühne überquert hatte, rief ihn Holländer an. „Herr Moissi, kommen Sie mal her.“ Verwundert kam Moissi. „Herr Moissi“, sagte Holländer, „Sie müssen noch etwas leiser, noch etwas gewichtloser über die Bühne gehen. Erst dann kommt die Szene zur vollen Bedeutung.“

Werner Krauß trifft Felix Holländer auf der Straße und ist erschreckt über die Leichenbittermiene, die Holländer aufgesetzt hat. „Was haben Sie denn, Herr Direktor“, fragt er ihn? „Ach, Krauß, ich bin ja so krank. Stellen Sie sich vor, den ganzen Weg über muß ich hinken.“ Krauß sieht Holländer verwundert von oben bis unten an und erblickt plötzlich, daß Holländer mit einem Bein auf dem Bürgersteig, mit dem anderen auf dem Fahrdamm steht und so die ganze Schumannstraße hinkend entlanggegangen war.

Bei einem großen Bankett stürzt plötzlich ein Diener auf Holländer zu, der am Tisch saß, und sagte: „Herr Direktor werden am Telephon verlangt.“ Holländer ergriff die Gabel, führte sie an sein Ohr und rief aufgeregt: „Hier da, wer dort?“

Dieser Satz ist ein geflügeltes Wort geworden und von allen deutschen Konferenziers und vielen deutschen Komikern übernommen worden.

Aus der „guten“ alten Zeit

In Steinbergers Breslauischem Tagebuch (Universitätsbibliothek IIa) liest man getreulich aufgezeichnet, wie sich das Leben im alten Breslau abspielte. Wir bringen daraus ein paar Proben:

Anno 1682, den 26. September, hat ein Weib am Pranger gestanden, darum daß sie in der Neustädter Kirchen mit einem Fischbein, mit Vogelheim bestrichen, das Geld aus dem Gotteskasten geangelt und gestohlen.

Anno 1691, den 2. July, hat Frau Lehmannin, Doctor Tulles hinterlassene Tochter, die Kartenmacherin — beide in der Fechtschul wohnhaft — geschlagen, der Kartenmacherin auch ein Stück Fleisch aus dem Arm gebissen und dasselbe einem Hunde vorgespiesen, das er gefressen. Heißt das nicht recht, sie beißen sich miteinander wie die Hunde?

Anno 1693, den 10. Februar, des Morgens zwischen 4 und 5 Uhr hat sich auf der Schuhbrücke in Herrn von Hoffmannswaldaus Hinterhause ein Schulherr zu S. Maria Magdalena, namens Riemer, zum Fenster heruntergestürzt und ist auf dem Tag allda tot aufgefunden worden. Er wurde bald durch den Scharfrichter zum Galgen geschleppt und begraben. Zuvor hat er fromm gelebet, aus was für Ursach er aber in diese Verzweiflung gefallen und wie es eigentlich zugegangen, bleibt Gott am besten bekannt.

Anno 1710, den 31. Mai, ward ein Schäffer Georg Titze von Machnitz zwei Stunden ins Narren-Kätterle gestellt, daß er in einen Sack Wolle einen Stein von 14 Pfund getan und mitwiegen lassen. Hatte den Stein nebst einem Täflein am Halse hängen, darauf stand geschrieben: Also werden die Wolle-Betrüger gestraft.